

w o h n b u n d i n f o r m a t i o n e n 2 / 2 0 0 2

Editorial	2
Impressum	5
Fortgeschrittener Strukturwandel	2
Die Garage als Metapher	5
Über Distanz und Motivation	7
Wir werden immer älter	9
Über „Zugang“	12
Lernende Unternehmen brauchen ein Leitbild	14
Dichte	18
Der Straßenkehrer, der Urbanist	21
Der Geruch der Stadt	23
Über den Klang der Stadt	25
Den besten Grundriss gibt es nicht	28
Kunst im Wohngebiet	31
Zauber Multimedia: „Wir sind gerüstet“	33
„Create your own ...!“	35
Gärten in die Stadt!	38

„Meine Kolumne“

Joachim Brech

Meine Kolumne“ – unter dieser Rubrik publiziert Joachim Brech, Mitbegründer und langjähriger Geschäftsführer des Wohnbunds, seit über einem Jahr Monat für Monat in „Die Wohnungswirtschaft“ und der österreichischen Partnerzeitschrift „Wohnen +“. Einige dieser Texte möchten wir unseren Lesern in diesem Heft vorstellen.

Die Idee der Redaktion von „Die Wohnungswirtschaft“ war es, mit diesen Kolumnen eine Art Bindeglied zwischen den wissenschaftlichen, den politischen und den mehr informativen Beiträgen der Zeitschrift herzustellen, nicht im Sinne von Ergänzung oder Vertiefung, sondern indem mit Texten, die auf den ersten Blick gar nicht ins Heft zu passen scheinen, ungewöhnliche Assoziationen hervorgerufen werden. Bei der Wahl der Themen läßt die Redaktion dem Autor freie Hand.

Die Kolumnen fokussieren Ergebnisse aus der Forschungs- und Planungstätigkeit von Joachim Brech und verbinden diese mit seinen Erfahrungen als Beirat oder Berater von Wohnungsunternehmen. Sie spiegeln eine intermediäre Arbeitsweise, bei der Brücken zwischen Wissenschaft, Planung und auch Kunst geschlagen werden. Der Intermediäre ist eine Art Brückenbewohner (Joachim.Brech@t-online.de).

Wir danken dem Chefredakteur von „Die Wohnungswirtschaft“, Gerd Warda, dass er der Veröffentlichung der ausgewählten Kolumnen zugestimmt hat. (S. Hinweis am Ende der jeweiligen Kolumne.)

wohnbund-Vorstand

Die Bilder, die in die Texte eingefügt sind, stammen aus einem Kunstprojekt mit dem Titel „Bruza Timber“.

Weitere Kolumnen sind:

- Patchwork Planungskultur
- Bürgerwehr
- Partizipation bei der Neubauplanung – ein wieder aktuelles Thema?
- Ohne Fremde keine Stadt
- Stadtwechsel
- Urbane Wohnformen
- Das Fenster zum Hof

Fortgeschrittener Strukturwandel

■ Globalisierung ist heute der Begriff für eine international fast grenzenlos mobile Wirtschaft. Sie erhält wesentliche Impulse durch die Entwicklung der Informationstechnologie. Dieser Modernisierungsschub brachte die technischen und organisatorischen Voraussetzungen für die forcierte Internationalisierung der Wirtschaft und vor allem des Finanztransfers. Die umfassende Strukturwandel vollzieht sich mit hohem Tempo, bricht alte Strukturen auf und lenkt Wirtschaft und Gesellschaft in neue Bahnen. Er ruft, wie alles, was neu und unbekannt ist, vielfältige Ängste hervor. Wie die Menschen den Strukturwandel bewältigen, wie sie ihr Leben organisieren werden, wird zu einer zentralen Frage auch für die Wohnungswirtschaft.

Gegensätzliche Szenarien liegen vor

Die Zukunftsforscher der Münchner Hypovereinsbank haben auf die Frage, wie in Deutschland im Jahre 2025 gelebt werde, eine mögliche Antwort gefunden: Wir werden im „Land der freien Agenten“ leben, bevölkert von Einpersonunternehmen, die sich von Fall zu Fall neu zu Teams zusammenfinden. Joblogistiker verbinden die einzelnen „Ich-AGs“. Die Ich-AG-Unternehmer können aufgrund ihrer permanenten Mobilität und Anspannung ihr privates Leben kaum noch selbst organisieren. Deshalb wird es Lebenshilfeagenturen geben, die alles erledigen, was der Alltag erfordert.

Solche Visionen, vorangetrieben durch die Virtualisierung und den Übergang von der Industrie- zur dienstleistungsorientierten Informationsgesellschaft werden immer realer. Die Welt der sogenannten Wissensarbeiter bringt nicht nur neue Arbeitsplätze, sondern auch eine neue Lebensweise. Es bildet sich eine neue Kultur heraus. Es entsteht eine neue Sprache der Involvierten. Die junge Generation wächst damit schon auf. Bald werden die sogenannten Net-Kids in diese Arbeitswelt hineinkommen. Die CeBIT-PR-Abteilung sieht den Wissensarbeiter so: „Die Wissensarbeiter von morgen sind klug, selbstbewusst, mobil und vernetzt. Aufgewachsen mit

neuen Technologien, ist es für sie völlig normal, überall und jederzeit erreichbar zu sein. Wo sie arbeiten, ist gleichgültig, entscheidend ist die vernetzte Arbeitsumgebung. Die gut ausgebildeten Wissensarbeiter identifizieren sich stärker mit ihrem Wissensgebiet als mit dem Unternehmen. Damit sind sie prädestiniert für die Arbeit in Projekten. Entscheidend für den Erfolg eines Projekts ist der fristgerechte Abschluss. Wann und wo die Arbeit dafür geleistet wird, bleibt jedem einzelnen überlassen. Das bietet enorme Freiheiten und individuelle Gestaltungsspielräume, fordert aber auch viel Selbstdisziplin und Initiative. Die gut ausgebildeten Wissensarbeiter bieten ihr Know-How Unternehmen als unabhängige Partner an, schließen sich mit anderen in virtuellen Unternehmen zusammen oder brechen die gewohnten Unternehmensstrukturen auf.“

Trend- und Wirtschaftsmagazine werben für die neue Arbeitswelt. Sogenannte Zukunftsforscher machen große Versprechungen: „Aufbruch aus dem Jammertal“ lautet eine. Manche zeichnen sogar das Bild einer „Kulturgesellschaft“.

Auf der anderen Seite stehen die Warnenden. Sie sehen einen Rückfall in den Manchesterkapitalismus. Von der Kulturgesellschaft seien wir noch weit entfernt. Im Gegenteil habe eine Entwicklung davon weg zur Konsumgesellschaft stattgefunden und damit eine „Degenerierung zur Raffgesellschaft“, so Marion Gräfin Dönhoff in dem Buch „Zivilisiert den Kapitalismus“. Andere wählen die Formulierung: „Dem Kapitalismus Zügel anlegen.“

Wir erleben etwas sehr Neues und sehr Widersprüchliches

Die gegenwärtigen Veränderungen, die Transformation von der Industrie in eine sogenannte Informations- und Wissensgesellschaft, beeindrucken den einzelnen, den einfachen Menschen wie den Gebildeten stark, weil sie etwas völlig Neues darstellen. Alle Lebensbereiche sind betroffen. Die neuen Technologien sind bereits in unseren Alltag einbezogen. Wir benutzen sie ständig, am Arbeitsplatz und zu Hause. Durch sie erhält die uns ver-

traute Gesellschaft eine neue Dimension. Die Produktion von Gütern und die Erbringung von Dienstleistungen basiert immer mehr auf Wissen.

Die Informationsgesellschaft verkörpert die grundlegendsten Veränderungen in unserer Zeit mit gewaltigen Möglichkeiten für die Gesellschaft insgesamt, jedoch mit Risiken für den Einzelnen. Diese Entwicklung verunsichert viele. Besonders ist offen, in welcher Art und Weise sich Arbeits- und Lebensmuster gegenseitig verändern, wie sich die Vorteile – in Form höheren Wohlstands – und die Kosten – in Form der durch den Wandel hervorgerufenen Belastungen – verteilen. Eine der am häufigsten gestellten Fragen lautet, ob die neuen Technologien nicht Arbeitsplätze eher vernichten als schaffen. Obgleich überall neue Arbeit entsteht, herrscht Panik, weil die Zahl

betrachtend schreibt Charles Dickens in dem 1859 erschienenen Buch „A Tale of Two Cities“: „Es war die beste aller Zeiten, es war die schlechteste aller Zeiten, es war das Jahrhundert der Weisheit, es war das Jahrhundert der Dummheit, es war die Epoche des Glaubens, es war die Epoche des Unglaubens, es war die Periode des Lichts, es war die Epoche der Düsternis, es war der Frühling der Hoffnung, es war der Winter der Hoffnungslosigkeit, wir hatten noch alles vor uns, wir hatten nichts mehr vor uns, wir waren direkt auf dem Weg zum Himmel, wir bewegten uns direkt in die entgegengesetzte Richtung, kurz: die Zeit war so, dass man nur im Superlativ darüber redete, ob im guten oder schlechten Sinne.“ Die Geschichte der zwei Städte ist natürlich die Geschichte ein und derselben Stadt.

lisierung weniger ein Thema der Ökonomen, sondern der Soziologen, Juristen, Politologen, Publizisten und Physiker. Die Globalisierung legt die aufgestauten Defizite unserer wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung schonungslos offen. Über die Folgen ist ein Meinungsstreit entbrannt.

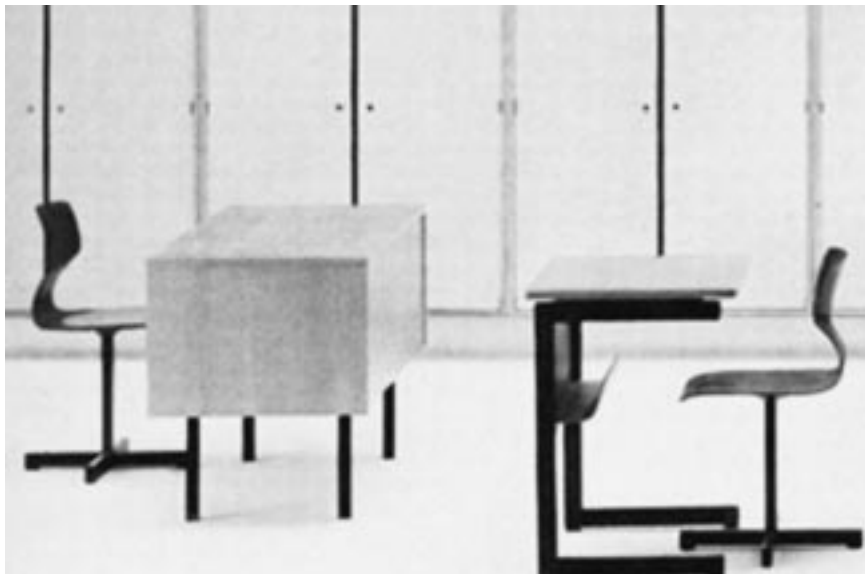
Das wirklich Neue ist die durch die Informations- und Kommunikationstechnologien getragene Virtualisierung und die Geschwindigkeit dieser Prozesse. Auch Geldtransfer von Land zu Land ist im Prinzip ja nichts Neues. Neu ist die zunehmende Entfernung der Geldströme von realen Werten, von der tatsächlichen Produktion. Das macht die Information zum Rohstoff. Wie stehen wir dazu?

Keine Angst vor der „Globalen Virtualität“?

Es ist schwierig, Begriffe für die schon bereits vorhandenen Möglichkeiten der globalen digitalen Umwelt zu finden. Ray Hammond schlägt vor, von „globaler Virtualität“ zu sprechen, in die die Welt gerade aufbricht. Virtualität ist hierbei nichts Neues. Das Virtuelle, die Sprache, konstituiert den Menschen. Neu ist nur die Entwicklung zur globalen Virtualität, die, wie wir erleben, anders als frühere Umwälzungen in sehr schnellem Tempo erfolgt. Aber weil Virtualität etwas Wesenseigenes ist und im Prinzip nichts Neues, rät Hammond, auch in der globalen Virtualität nichts Böses, Ungewöhnliches, Unmenschliches oder Beunruhigendes zu sehen, sondern der Zukunft offen gegenüberzutreten. Dann dürfen wir die Zukunft aber nicht mit Begriffen zudecken, die Assoziationen hervorrufen, wie Angst. Das besondere ist, dass wir noch nicht über die Begriffe verfügen, die das Künftige begreifbar machen könnten. Da wir von der unbekannteren Zukunft nur Phantasien und unvollständige Bilder haben, sollten wir sie ohne Vorurteile betrachten. Soweit Hammond.

„Schöne neue Arbeitswelt“ und „Die Quadratur des Kreises“

Wenn Ulrich Beck sein 1999 erschienenes Buch über die Zukunft „Schöne neue Arbeitswelt“ nennt, drückt das seine skeptisch-zynische Haltung dem Neuen gegenüber aus. Doch was löst das Neue ab? Kann von der jüngsten



der Arbeitslosen sich auf einem hohen Niveau festigt. Im Übergang zur Informationsgesellschaft haben viele den Eindruck, der Arbeit breche schon wieder das Fundament weg. Zugleich verändert sich die Arbeitsweise, und hier lautet die Frage, wie die Menschen diesen Wandel sich zu eigen machen. In jedem Falle muss das Kommende als extrem empfunden werden, wie auch immer man sich im einzelnen dazu stellt.

Was wir heute erleben, ist eine technische Revolution, die ein neues Zeitalter eingeleitet hat. Geschichtlich gesehen haben die Menschen im Zuge der industriellen Revolution ebenso einen umfassenden Wandel erfahren. Die Umwälzungsprozesse des 19. Jahrhunderts in den europäischen Städten

Neue Formeln: Globalisierung und Virtualisierung

Einfache und griffige Formeln können den allgemeinen Strukturwandel nicht beschreiben oder „richtige“ Strategien vorgeben. Heute ist „Globalisierung“ die Beschreibung zukünftigen Wirtschaftens. „Global Player“ zu werden, ist eine Vision vieler Unternehmen. Manche riskieren dafür ihre Existenz. Zu Beginn der 90er Jahre wurde der Begriff journalistisch erschlossen. Die Wirtschaftswissenschaft weist empirisch eigentlich nur eine erweiterte Form der Arbeitsteiligkeit rund um den Globus nach. Neu sind Monopolisierungstendenzen von Patentrechten auf praktisch jedes Erzeugnis und jede Idee. Interessanterweise ist die Globa-

Vergangenheit gesagt werden, dass sie für den einzelnen gut gewesen ist? Ist die Gegenwart so befriedigend, dass sie in die Zukunft prolongiert werden sollte?

Die Lektüre des Buchs legt das nahe, denn die Art des Wandels der Arbeit und die ausgebreiteten Katastrophenszenarien über die allernächste Zukunft sind nach Becks Beschreibung der blanke Horror. Überall lauern Gefahren, sind Fallen und Zwickmühlen aufgestellt. Abstieg, Verurteilung zum Nichtstun, Ausgrenzung. Vollbeschäftigung, der Arbeitsplatz auf Lebenszeit, Karriereplanung – alles obsolet in der kommenden Informationsgesellschaft, auf die so viele Hoffnungen gerichtet worden sind, nachdem Hunderttausende von industriellen Arbeitsplätzen verschwunden sind.

Statt dessen Stress, McJobber-Leben, um über die Runden zu kommen. „Working poor“, besonders Frauen. Abstiegsspirale zu Armut, „Fahrstuhleffekt nach unten“, Leben in den Grauzonen zwischen Arbeit und Nichtarbeit.

Dieser Zukunft kann nichts Gutes abgewonnen werden. Die jüngste Vergangenheit, in der Wirtschaftswachstum noch mit Vollbeschäftigung einherging, in der die Menschen sich nicht die Frage stellen mussten, wie sie ihre Zeit verbringen sollen und wovon sie ihren Lebensunterhalt bestreiten könnten, in der Bindung, Verlässlichkeit, Dauerhaftigkeit, Ortsansässigkeit gewiss waren, leuchtet wie eine glückliche Zeit auf.

Demgegenüber steht die Prognose, das Ende der Erwerbsarbeit stehe kurz bevor, ausgelöst durch „jobless growth“, Wachstum ohne Beschäftigung. Der Fortschritt erweise sich als Jobkiller.

Schließlich führt, wie Ralf Dahrendorf meint, die Globalisierung zur Zerstörung der sozialen Sicherungssysteme und des gesellschaftlichen Zusammenhalts schlechthin. Die global agierenden Unternehmen untergraben in offenen Wirtschaften die Grundlagen der Nationalökonomie und der Nationalstaaten. Die Macht des Geldes erhebt sich über die gesellschaftspolitische Macht des Staates und ersetzt den Gesetzgeber, den Willen des Volkes, durch sogenannte Marktgesetze, die von niemandem verantwortet werden und für deren Auswirkungen niemand zur Rechenschaft gezogen wird. Das ist die „Quadratur des Kreises“ – so Dahrendorf. Sitzen wir also schon in der „Globalisierungsfalle“ (Hans-Peter Martin)?

„Der flexible Mensch“

Die Wirtschaftsform wird zunehmend auch als „flexibler Kapitalismus“ charakterisiert. Das bedeutet, so Richard Sennet in dem Buch „Der flexible Mensch“ (1998), mehr als eine neue Mutation eines alten Themas Kapitalismus. Die Betonung liege heute auf Flexibilität. Starre Formen der Bürokratie stehen unter Beschuss, ebenso die Übel blinder Routine. Von den Arbeitnehmern wird verlangt, sich flexibler zu verhalten, offen für kurzfristige Veränderungen zu sein, ständig Risiken einzugehen und weniger abhängig von Regeln und förmlichen Prozeduren zu werden. Solche Szenarien beschreibt Sennet eindrücklich.

Im Unterschied zu manchen europäischen Zeitkritikern sieht der Amerikaner Sennet in dieser Entwicklung nichts „Böses“, obgleich sich für die Menschen vieles ändern wird, wenn die alte Arbeitswelt zerfällt und die alten Erfahrungen nichts mehr wert sind. Ihn interessiert die Frage, wie die Menschen mit den Zukunftsängsten umzugehen lernen, die die permanente Konzentration auf die Gegenwart hervorbringt, wo wir es doch gewohnt sind, für die Zukunft zu planen.

Wie wirkt sich die Flexibilität der Arbeitswelt auf den persönlichen Charakter aus? Wie werden Charaktereigenschaften wie Treue, Verlässlichkeit, Vertrauen – alles beständige Eigenschaften – beeinträchtigt? Diese Frage reicht über das Individuelle hinaus, denn wie kann es Loyalität gegenüber gesellschaftlichen Institutionen geben, wenn diese sich ebenfalls ständig umstrukturieren?

Eine zentrale Frage: totale Konkurrenz aller oder neue Kooperationsformen?

Dass die Gesellschaft dem Prinzip der Wirtschaft, dem Gewinnstreben, folgt, ist nichts Neues. Über die damit verbundenen Verluste an Muße, Reifung, Unwichtigem wurde seit jeher Klage geführt. In den früheren Epochen waren aber im Unterschied zu heute nicht alle Menschen von diesem Prinzip erfasst. Es könnte sogar gesagt werden, dass das Konstituierende von Gesellschaft darin besteht, dass sich Menschen jenseits des reinen Gewinnstrebens zusammentun, um im Miteinander bessere Lebensbedingungen zu schaffen, wie die Utopie der klassen-

losen Bürgergesellschaft im 19. Jahrhundert zeigt.

Heute hat sich ein Denken durchgesetzt, das dieser Gesellschaftsidee widerspricht. Die Konkurrenz aller verkehrt das Miteinander in ihr Gegenteil, das Gegeneinander. Ein Blick in den Stellenmarkt zeigt, wie wir Menschen uns heute sehen: schneller, flexibler, mobiler, dynamischer als der andere, allseits verwendbar und einsetzbar, jeder Situation gewachsen, ewig jugendlich, immer bereit. Früher war Konkurrenz ein Lebensprinzip bloß der Kaufleute. Heute ist es ein allgemeines. Deshalb kann Margret Thatcher in dem Buch „Downing Street No. 10“ sagen: „Gesellschaft gibt es nicht. Es gibt nur Einzelne.“

Das Prinzip der Konkurrenz setzt das autonome Individuum voraus. Selbst bei fortschreitender Individualisierung wird es jedoch diesen Einzelnen, den die Cebit-Vision oder das Hypovereinsbank-Szenario uns vorführt, nicht geben. Es gibt den Einzelnen nur in der Gemeinschaft oder in der Familie, jener alten Produktions-, Konsum- und Spareinheit. Die Familie oder andere Formen der Gemeinschaft fangen auch auf, was die Cebit-Welt dem Einzelnen abverlangt. Gerade wenn die Arbeit sich so substantiell ändert, der flexible Mensch gefordert wird, ist Gemeinschaft unverzichtbar.

Auch das einfache Prinzip: „arbeiten um zu konsumieren“ wandelt sich. Daraus ergeben sich neue Formen der Arbeit jenseits der Erwerbsarbeit. Wir wollen ja arbeiten nicht nur wegen des Geldes, sondern auch weil wir Anerkennung brauchen. Also erzeugen wir auch immer wieder neue Arbeit jeder Art. Wir können uns auf den Wunsch des Menschen nach Anerkennung als Motor der Wirtschaft und ebenso als Grundlage für Gemeinschaftsverantwortung verlassen. Daraus wird auch deutlich, dass Menschen, denen jede Form von Arbeit – Erwerbsarbeit, Eigenarbeit, Bürgerarbeit – versagt bleibt, die Anerkennung fehlt.

Der fortgeschrittene Strukturwandel stellt so gesehen die Wohnungswirtschaft vor die schwierige Frage, ob ihre Angebote diesen neuen Anforderungen noch entsprechen – den der „Ich-AGs“ oder der sozial benachteiligten Menschen ohne Arbeit. Insofern deckt der Strukturwandel die Schwächen dieses Wirtschaftszweigs schonungslos auf.

(Die Wohnungswirtschaft 2/2002)

Die Garage als Metapher

Innovation entsteht in der Nische

■ Gottlieb Daimlers Erfinderwerkstatt im Jahre 1882 war ein Gartenhaus. Jeder kennt heute die Entstehungsgeschichte des Weltkonzerns Microsoft. Sie begann in einer Garage. Bill Gates und seine Freunde hatten kein Geld für ein Büro in einem guten Viertel. So ist die Garage zur Metapher geworden für die Erfolgsstory eines innovativen Unternehmens aus provisorischen Anfängen heraus. Deshalb ist auch jene Garage, in der der Weltkonzern Hewlett & Packard 1938 startete, jetzt unter Nummer 976 als Monument amerikanischer Geschichte inventarisiert.

Neue technische, wirtschaftliche, kulturelle oder soziale Ideen brauchen eine ganz spezifische „innovative“ Atmosphäre, um Wirklichkeit zu werden. Diese ist nicht dort, wo die Mitarbeiter Punkt 12.00 Uhr zum Mittagessen gehen und um 16.15 nach Hause, wo man sich am Donnerstag ein schönes Wochenende wünscht, wo es glitzert, wo nachts die Putzkolonnen kommen, so dass sie nicht von den Tagarbeitern gesehen werden, wo jedwede Handlung bürokratisch geregelt ist, wo Genehmigungen umständlich eingeholt werden müssen, Instanzenwege strikt eingehalten werden müssen, Laufbahnen vorgezeichnet sind, wo alle Risiken erwogen, geglättet und rückversichert sind, wo kein Wagnis ist, wo selbstzufriedene Kurzweil herrscht. Das gilt nicht nur für Unternehmen, sondern auch für die Stadt. Je formalisierter, perfekter und reibungsloser eine Stadt, ein Stadtteil oder ein Unternehmen organisiert ist, je mehr Unterschiede geglättet sind, je mehr Uniformität herrscht, je mehr Fremdes, Ungewisses, Offenes, Unverhofftes ausgeblendet wird, desto mehr breitet sich Langeweile aus und schwindet die Innovationskraft. Da mag eine gute Verwaltung sein, über die sich niemand beklagen kann, da mögen gute Geschäfte gemacht werden, mag es eine mustergültig organisierte soziale Kultur geben, aber vermutlich nicht eine einzige Innovation ist aus Zufriedenheit heraus entstanden.

Weshalb können wir uns mit dem Mittelmaß nicht zufrieden geben?

Haben wir nicht, was wir brauchen? Leben wir nicht gut? Ist es nicht gelungen, soziale Spannungen in Grenzen zu halten? Wozu eigentlich ständig Innovation, wirtschaftliche, soziale, kulturelle?

Seit jeher befinden wir uns in dem Widerspruch zwischen dem Wunsch, alles möge bleiben wie es ist, und dem

sind gegenüber neuen Formen der gesellschaftlichen Organisation. Finnland ist nicht nur ein Beispiel für innovative Lernkultur, wie wir aus dem Ergebnis des PISA Bildungstests wissen, in Finnland haben die Menschen die Herausforderung des Strukturwandels als Chance begriffen und herrscht eine Aufbruchstimmung.



Verlangen nach Wandel, der mehr ist als eine neue Fassade, sondern eine substantielle Veränderung, also Innovation. Innovation ist etwas wirklich Neues. Das scheint eine Wesensart des Menschen zu sein, eine unternehmerische. Im Entwickeln von etwas Neuem finden wir unser Streben nach Anerkennung befriedigt, das Motor unseres wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen Handelns ist. Aber weshalb diese Dynamik? Weshalb diese Gefährdung des Lebensstandards, wenn Innovation ausbleibt?

Heute ist unsere Wirtschaft eingebunden in die Weltwirtschaft. Überall sind die Menschen strebsam und konkurrieren um Wohlstand, Anerkennung, Macht und Einfluss. Das zwingt uns, ob wir es wollen oder nicht, selbst innovativ zu sein. Wir erleben es ja zur Zeit, wie sich die alte „Deutschland-AG“ schwer tut zu bestehen gegenüber Ländern, die offener

Impressum

wohnbund-informationen

Mitgliederzeitung des wohnbund e.v.
Herausgeber und Redaktionsadresse:

wohnbund e.v.
Aberlestraße 16/Rgb
81371 München
Telefon 089 - 74 68 96 11
Fax 089 - 7 25 50 74
e-mail: info@wohnbund.de

Redaktion: Joachim Brech, Peter Schmidt
Die Fotos stammen aus einem Kunstprojekt mit dem Titel „Bruza Timber“

Layout und technische Bearbeitung:
Bernd Hüller, bhueller@offset-service.de
Erscheinungsweise: dreimal jährlich

Preis:

Für wohnbund-Mitglieder kostenlos
Abonnement: € 2,60 pro Ausgabe zzgl. Versand
Sammelbestellung (ab 10 Exemplare):
€ 1,50 pro Exemplar zzgl. Versandkosten
Abo-Bestellung: per E-Mail, Telefon oder
Fax an die Redaktionsadresse

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des wohnbund-Vorstandes wieder.

In Deutschland wird Innovation als oktroyiert empfundene Spirale häufig negativ betrachtet als etwas, was nur neue Unruhe stiftet. In der Tat: Innovation ist zunächst richtungslos. Auch nicht alles, was als Innovation angepriesen wird, ist tatsächlich zukunftsweisend. Die hektische Aufholjagd von Städten oder Unternehmen kann den Blick für Wesentliches verstellen. In einer unruhigen Zeit kann auch die Konzentration auf Weniges, was Ruhe bringt, auf tradierte Werte setzt oder auf Humanität, innovativ sein.

Ich behaupte, dass die Denkweise, möglichst jedes Risiko zu vermeiden, in die Irre führt, weil sie nicht auf das Leistungspotenzial in der Gesellschaft setzt. In Wirklichkeit liegt ein hohes Risiko dort, wo Städte oder Unternehmen, auch Wohnungsunternehmen, Innovationen blockieren. Wenn wir die Lebenskurven von Unternehmen betrachten, sehen wir, wie nach Innovation und steilem Aufstieg, nach Etablieren auf hohem Niveau, schneller Abstieg folgt. Kluge Manager sorgen für ein innovatives Klima oder gründen neue Unternehmen, bevor der Erfolg ausbleibt.

Auch Stadtteile und Wohngebiete haben eine solche Geschichtskurve. Deshalb brauchen wir Stadtumbau. Aber nach welchen Regeln sollte er erfolgen? Wie weit soll er reichen? Zum Beispiel haben sich seit einigen Jahren gerade die innovativen IT-Unternehmen von New York in Soho niedergelassen, einem aufgegebenen Stadtteil, wo man sich zwischen Künstlern, Müßiggängern, chinesischen Suppenküchen und kleinen experimentellen Theatern und Kinos wohler fühlt als im funkelnden Zentrum Manhattans. Und natürlich sind hier auch die Mieten billiger, denn in der Startphase eines Unternehmens fehlt immer das Geld.

Innovation braucht informelle Strukturen. Die Formalisierung kommt mit dem Erfolg zwangsweise, doch beim Start kann sie schon das Aus bedeuten. Innovation beginnt im Kleinen. Kulturelle Innovation entsteht selten in Großeinrichtungen wie der Staatsoper, dem Staatstheater, den öffentlichen Museen. Wenn Berlin sich jetzt zu einer neuen Kulturmetropole in Europa entwickelt, dann weniger wegen der Millionen für die Museumsrekonstruktionen, sondern wegen der Vielfalt der Lebensformen, die sich entwickeln. Auch technische Innovation entsteht

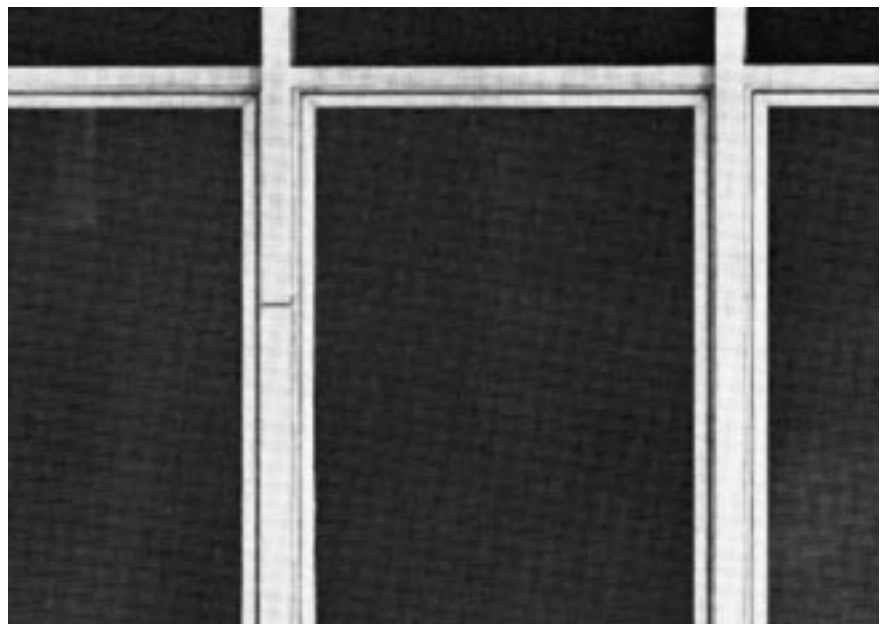
nicht im staatlich geförderten Technologiezentrum, nicht in den Großunternehmen, sondern in ausgelagerten Dependancen. Soziale Innovation entsteht nicht in den großen Sozialinstitutionen, sondern in kleinen Initiativen und Gemeinschaften. Auch der makellose Kinderspielplatz mit teuren und sicherheitsgeprüften Geräten ist kein Ort, wo Kinder ihre Kreativität entfalten können.

Innovation braucht die Nische

Obgleich wir das wissen, tun wir alles, um die Nischen in der Stadt zu beseitigen. Brachflächen mit übriggebliebenen Gebäuden, Hinterhöfe, Garagenhöfe, Siedlungsränder, Zwischenzonen und Unvollkommenheit stören das gewohnte ästhetische Empfinden von der schönen, aufgeräumten, sauberen, sicheren Stadt. Dabei übersehen wir, dass dort, wo sich innovative Menschen niederlassen, immer auch eine neue Ästhetik entsteht, Altes mit einfa-

welchen normativen räumlichen, sozialen und kulturellen Vorstellungen? Wir sind es aber gewohnt, die Stadtteile und Wohngebiete planmäßig, das heißt perfekt und wie für alle Ewigkeit umzugestalten. Manche sind gegen Aufwertung, weil sie befürchten, die Ärmern werden verdrängt – doch aus welcher Lage und mit welcher Perspektive, weiter abhängig vom öffentlichen Wohlwollen? Möglicherweise wäre das Zulassen die beste – und kostengünstigste – und allen nützende Art des Handelns, damit die gestalten-den Fähigkeiten der Menschen zur Geltung kommen können.

Nischen, auf die wirtschaftliche, soziale und kulturelle Innovation so dringend angewiesen ist, kann man nicht planen oder nach Richtlinien fördern. Auch schließen Innovation und Normierung sich aus. Nischen, entstehen ständig neu durch den Wandel der Stadt. Glücklicherweise ist die Dynamik des Wandels meist schneller und stärker als die Steuerungskraft der Pla-



chen Mitteln erneuert, Defektes phantasiereich hergerichtet wird. Ja oft sind es diese Menschen, die Anstoß für die Aufwertung, die Gentrifikation eines heruntergekommenen Ortes geben, wenn sie erfolgreich sind. Der Übergang von informellen Strukturen zur formalisierten Organisation kommt dann von allein.

Wenn man sieht: hier ist ein Gebiet heruntergekommen oder es droht Abstieg, dann veranlasst das zu handeln im Interesse der Menschen, die hier leben. Dagegen ist nichts einzuwenden, doch wie handeln? Nach

nung. Nischen sind vorübergehend übersehene und vergessene Orte oder Orte im Übergang und für den Übergang: „transitorische“ Räume für die Menschen und die Natur. Man muss sie vor der Phantasielosigkeit und der Egalisierungsneigung der regulierenden Verwalter der Gesellschaft schützen. Das wäre dann auch innovativ.

(Die Wohnungswirtschaft 6/2002)

Über Distanz und Motivation

■ „... ein autonomes Individuum zu sein, das mit seinen Wahlmöglichkeiten konfrontiert ist – das ist das beste Leben, das wir führen können“, so *Michael Walzer* in dem Buch „Zivile Gesellschaft und amerikanische Demokratie“ (1992).

Louis Sébastien Mercier, der erste Großstadtsoziologe, sagt im Kapitel „Vue des Alpes“ (Blick von den Alpen) seines großen Werks „Tableau de Paris“, in dem er die Facetten dieser faszinierenden ersten Großstadt des Kontinents im 18. Jahrhundert beschreibt:

„Ich habe Paris verlassen, um es besser beschreiben zu können. Weit entfernt vom Objekt meiner Beschreibung, kann ich mir die Stadt im ganzen gesehen besser vorstellen.“

< Veränderung der Perspektive >

„Aus der Stille heraus beschreibe ich den Lärm, die Hektik und die Missstände der Hauptstadt.“

< Ruhe und Distanz führen zu Erkenntnis >

„Ich blicke auf das großartige Amphitheater der Alpen und meine Gedanken tauchen in den Sumpf der stinkenden Gassen und der Sitten und Gewohnheiten der Stadt ein.“

< Kontrast >

„Von diesem einsamen und abgelegenen Felsen kann man die Hektik der großen Städte betrachten. Von hier aus, im Angesicht der Berge, kann man die Wahrheit sagen, man kann sie in einer Art und Weise sagen, die Aufmerksamkeit erregt.“

< beschreibender Beobachter >

„Hier gewinnt man neue Eindrücke.“
< neue Beurteilungsmaßstäbe aus der Distanz heraus gewinnen >

„Wenn der Mensch die Höhen der Berge erklimmt, erhebt sich sein Denken mit ihm und er schüttelt all die kleinlichen Gedanken und eiförmigen Auffassungen ab. Hier ist es, wo der Mensch vollkommen frei sein kann.“

< Freiheit und Erkenntnis >

„Oh, wie dieser Anblick der Berge die Denkweise verändert, die man in der Stadt angenommen hat. Wie gut es tut und wie nützlich es ist,

seine Seele in diese Atmosphäre der Freiheit und Einfachheit einzutauschen.“

< sein Denken verändern >

Wenn die Berge nicht in der Nähe sind, vielleicht ist es das Meer, vom Bug des Schiffes aus eine der großartigsten, weitesten aller Bühnen für den freien Blick.

Wenn wir im Wirtschaftlichen Entscheidungen getroffen haben, die sich als falsch herausstellen, stehen wir vor der Frage, weshalb wir die Umstände zum Entscheidungszeitpunkt offensichtlich nicht zu erkennen und zu bewerten im Stande waren. Diese Frage stellt sich dann nachdrücklich, wenn wir uns keinen Fehler bei der Entscheidungsvorbereitung vorwerfen können, wenn wir sozusagen nach bestem Wissen gehandelt haben. Aber nicht nur diese individuelle Ebene und persönliche Verantwortung ist betroffen. Wenn wir zum Beispiel die Geschichte der städtebaulichen und architektonischen Leitbilder revuepassieren lassen, erscheint sie uns zu einem großen Teil nicht als Erfolgsgeschichte. Jede Generation spricht von den Fehlern der früheren Generationen, und man hofft, dieses Mal keine Entscheidung zu treffen, die später als Fehlentscheidung eingestuft werden würde.

Um größere Sicherheit zu erreichen, sind die Methoden verfeinert worden. Mit der Formel der Nachhaltigkeit gibt es heute sogar eine Art kategorischen Imperativ: handle so, dass durch deine Entscheidung die künftige Generation nicht belastet wird! Und es gibt Indikatoren und Messgrößen zur Überprüfung. Trotzdem scheinen weder die moralische Aufforderung, noch die Methodenverfeinerung schon den Erfolg zu garantieren. Ja sogar: was ist Erfolg? Man könnte nämlich sagen, dass jene hundertprozentig abgesicherten, risikominimierten Entscheidungen jeder Kreativität entbehren und somit bloß zu einem kleinsten gemeinsamen Nenner führen, zum Mittelmaß also, das uns überall umfasst. Schließlich brauchen wir heute in einer Zeit des Umbruchs das Experiment, das immer bestimmte Risi-

ken beinhaltet. Das Mittelmaß ist schädlich.

Aber die nachhaltig gravierendsten Fehlentscheidungen bleiben doch diejenigen, wo jedes Maß verletzt wurde, wo sich die Verantwortlichen besonders sicher wähnten, weil sie allgemeine Zustimmung erfuhren, wird Großes doch meistens ehrfurchtsvoll bestaunt. Immer wieder werden großartige Projekte in Gang gesetzt, deren Realisierung, erst einmal beschlossen, keine Macht der Welt mehr stoppen kann, selbst wenn sich schon nach dem Beschluss herausstellt, wie problematisch das Ergebnis werden wird. In dem vor kurzem erschienenen Buch „Austerlitz“ schreibt W.G. Sebald: „Man müsste einmal, sagte Austerlitz, einen Katalog unserer Bauwerke erstellen, in dem sie ihrer Größe nach verzeichnet wären, dann würde man sogleich begreifen, dass die unter dem Normalmaß der domestischen Architektur rangierenden Bauten es sind – die Feldhütte, die Eremitage, das Häuschen des Schleusenwärters, der Aussichtspavillon, die Kindervilla im Garten –, die wenigstens einen Abglanz des Friedens uns versprechen, wohingegen von einem Riesengebäude wie beispielsweise dem Brüsseler Justizpalast ... niemand, der bei rechten Sinnen ist, behaupten könne, dass er ihm gefalle. Man staune ihn bestenfalls an, und dieses Staunen sei bereits eine Vorform des Entsetzens, denn irgendwo wüssten wir natürlich, dass die ins Überdimensionale hinausgewachsenen Bauwerke schon den Schatten ihrer Zerstörung vorauswerfen und konzipiert sind von Anfang an im Hinblick auf ihr nachmaliges Dasein als Ruine“.

Vor den großen Bauwerken stehen große Gedankengebäude

Wie kommt es, dass wir uns immer wieder im Strom der Ideologien, der Macht oder der Moden mitreißen lassen, dass wir Modisches mit Kreativem verwechseln, so dass wir nicht mehr in der Lage sind, die Folgen des Handelns abzuschätzen? Dass wir uns unserer Entscheidungen dermaßen sicher sind, dass Zweifler als destruktiv, Nörgler und Pessimisten abgewie-

sen werden? Dass wir den Beifall höher schätzen als die leiseren kritischen – inneren und äußeren – Stimmen?

Eine Antwort könnte sein: es fehlt uns die Distanz. Ohne Distanz tun wir uns schwer, die vielen Seiten, die alle Dinge haben, und den Strom, in dem sie dahinschwimmen, zu sehen.

In der höfischen Gesellschaft hatte der Herrscher im Narren sein alter ego und den einzig ehrlichen Berater. „Du bist nichts“ sagt der Narr zu Lear, seinem Herrn, oder: Wrong imaginations lose the knowledge of themselves. Der möchte ihn am liebsten schlagen, was er bleiben lässt, weil die Züchtigung an den Tatsachen nichts ändern würde.

Wenn wir unsere Rolle bei den einzelnen Projekten, wie sie auch in diesem Heft immer wieder Zustimmung suchend vorgestellt werden, betrachten und nach der eigenen Motivation fragen, die uns Wohnungswirtschaftler, Planer, Architekten, Moderatoren diese meistens recht aufreibende Projektarbeit machen lässt – hinter allem steckt ja viel Mühe –, dann nennen wir erstaunlicherweise zuletzt wirtschaftliche Aspekte: Das Unternehmen soll wirtschaftlich florieren. Oder: Ich muss mein Geld verdienen. Großartige soziale Anliegen dominieren. Oder die städtebauliche und architektonische Qualität wird hervorgehoben. Damit treten wir in eine Falle, weil wir uns auf eine schwankende Ebene begeben, auf der Standards angewendet oder Begriffe verwendet werden, die einem ständigen Wandel unterworfen sind. Für die Entscheider bilden sie trotzdem gewissermaßen einen Schutzschild. Für die Standards und die Formeln sind sie nicht verantwortlich. Sie werden auf einer nichtzugänglichen Metaebene gesetzt, die sich unserer Verantwortung entzieht und uns unserer enthebt. Selbst wirtschaftliche Misserfolge lassen sich mit ihnen rechtfertigen. Das weiß ich aus Erfahrung.

Den Fluss der Ereignisse außenstehend betrachten

Bekanntlich habe ich zahlreiche den neuen Wohnformen zuzurechnende Projekte praktisch begleitet, wissenschaftlich erforscht und auch viele Vorträge darüber gehalten. Öfter wurde ich gefragt, in welchem Wohnprojekt ich selbst leben würde, und die

Antwort, dass ich in einem anonymen Haus zur Miete wohne, stieß auf Unverständnis, ja erweckte Misstrauen: Gehört der gar nicht zu uns? Wie kann es sein, derart präzise über das Leben in Wohnprojekten berichten und so zutreffend die Vor- und Nachteile herausarbeiten zu können? Ich sah mich veranlasst zu erklären, dass der Involvierte nicht analysieren könne. Er sehe immer nur das eigene Spiegelbild. Er müsse das Andere betrachten. Zur Erkenntnis bedürfe es mindestens eines zweiten Standpunkts.

Wenn wir die Dinge von außen betrachten, und auch unser eigenes Handeln und die eigene Motivation, dann verändern sich die Maßstäbe. Was groß und erhaben schien, kann sonderbar unbedeutend wirken. Inter-



dependenzen werden sichtbar. Zu sehen ist, dass, was uns unwichtig erschien, für andere eine große Bedeutung haben kann. Aus der Distanz, das leuchtet ein, hat man einen größeren Überblick über die Zusammenhänge, während zuvor nur die Details sichtbar waren. Diese mögen noch so durchdacht gewesen sein, können aber durch eine beliebige Intervention von außen wertlos werden. Vor allem tritt die Inhaltslosigkeit großer Formeln hervor. Die Rede von der sozialen Gerechtigkeit ist zum Beispiel eine solche Großformel. Bei soviel Wucht und Erhabenheit ist es nicht leicht, sich das zuzugestehen, hat man sie doch selbst oft gedankenlos angehört oder sogar selbst verwendet. Die Motivation des Handelns muss jetzt neu bedacht werden. Neue Kriterien sind zu definieren. Doch wie? Nach welchen ethischen Maßstäben?

Zu denken geben sollte, dass wir Maßstäbe und Messwerte immer nur an die Lebensweise derer anlegen, die in irgendeiner Weise von uns abhängig sind. Deren vermeintliche Unfähigkeit, selbst zu entscheiden, verleiht uns das Recht, von Angemessenheit zu sprechen. Wenn auch noch öffentliche Mittel zu legitimieren sind, verleiht das denen, die die Prozedur der Bewilligung und Verteilung vornehmen, die Legitimation, aus eigenem Gutdünken anzumessen.

Die normative Rechtfertigung der Wirtschaftens liegt einzig in ihren Ergebnissen für die Menschen. Friedrich August von Hayek kommt in seinem Buch „Die Anmaßung von Wissen“ zu dem Schluss, allein die Frage, ob die Menschen den Eindruck haben, es

gehe ihnen insgesamt gut, sei Maßstab für wirtschaftlich ethisches Handeln. Er fordert aber Spielregeln für das Handeln, damit der Unternehmer auf seinen risikoreichen Entdeckungsreisen nicht die Grundlagen seiner Handlungsmöglichkeiten vergisst oder zerstört. Das sagt ein Wirtschaftswissenschaftler, der vertraut ist mit den komplexesten Methoden des Messens wirtschaftlicher Effekte. Das sagt auch ein Humanist, dem nicht an Manipulation von Bedürfnissen gelegen ist, weil der Wunsch nach Glück, nach dem „es sich gut gehen lassen“ die wirtschaftliche Triebfeder ist.

Noch so hehre Ideale lassen sich grundsätzlich nur realisieren, wenn die Akteure dazu die erforderlichen Anreize haben. In Systemen, wo es keine Anreize gibt, wo alle immer geradeaus rudern, kann man eigentlich auch kein gutes Leben führen. Von Hayek spricht

nicht zufälligerweise von „Eindruck haben“ ein gutes Leben zu führen, weil es sonst schon wieder um Maßstäbe ginge oder um unerreichbare Ziele – der Anfang von Unzufriedenheit. Ein gutes Leben führen umfasst den ganzen Bogen zwischen der *vita contemplativa* eines Flaneurs und der *vita aktiva* eines Managers. Auf jeden Fall muss man sich die Maßstäbe selbst setzen, man darf diese aber nicht auf andere übertragen oder zum allgemeinen erheben. Im Nebensichtreten kann man die Frage stellen: führe ich ein gutes Leben? Indem dadurch die Termini, Behauptungen, Ideologien auf diesen denkbar einfachsten Sachverhalt hin bezogen werden, werden sie relativiert.

Die einfache und alle Möglichkeiten offenhaltende Formel „ein gutes Leben führen“ oder „mit seiner Arbeit dazu beizutragen, dass andere ein gutes Leben führen können“, erscheint uns dann, wenn wir Techniker des Messens und Verteilens sind, viel zu schlicht. Die Einfachheit dieser Formel setzt unsere auf die Spitze getriebene eindimensionale Professionalität buchstäblich Schachmatt.

Der Philosoph Gadamer hat bei seiner Dankesrede zu den Glückwünschen zum hundersten Geburtstag im Februar 2000 sozusagen nebenbei gesagt: „Wir können vieles messen, aber was angemessen ist, können wir nicht messen.“

Michael Walzer's Satz „... ein autonomes Individuum zu sein, das mit seinen Wahlmöglichkeiten konfrontiert ist – das ist das beste Leben, das wir führen können“ ist keine neue Utopie, sondern weist auf einen grundsätzlichen Sachverhalt des Entscheidens hin. Entscheiden kann nur, wer Wahlmöglichkeiten hat. Die Freiheit besteht dann darin, auch solche Entscheidungen treffen zu können, die andere, klüger Aussehende, rational Denkende für falsch und töricht halten. Die Freiheit zur Wahl setzt aber Bildung voraus. Deshalb ist sie so wichtig. Mangel und Zwänge, Dankbarkeitsgefühle, untätiger Opportunismus, genügsame Hoffnungslosigkeit, der Traum vom Lottogewinn sind keine Grundlage für freie Entscheidungen.

Wahlmöglichkeiten sehen und wahrnehmen, setzt Distanz voraus. Wenn man im Strom involviert ist, begibt man sich der Wahlmöglichkeiten.

(Die Wohnungswirtschaft 9/2001)

Wir werden immer älter – Sind die richtigen Fragen schon gestellt?

■ Die Rentenformel im „Alterssicherungsgesetz“ der deutschen Bundesregierung nimmt fast eine halbe DIN-A 4-Seite ein. Man könnte den Eindruck gewinnen als wollten die Verantwortlichen der Politik mit einer Zauberformel aus Zahlen, Klammern, Bruchstrichen und Exponentialen jene bedrohlich und unbeeinflussbar erscheinende demographische Entwicklung, die Alterung der Gesellschaft, mit einem Bann belegen um sie zu beherrschen. „Wer kommt für die Renten auf? Wer zahlt die horrenden Kosten für die Gesundheitsdienste für die Alten?“ „Die Jugend schrumpft, und wir werden immer älter“, „Wir werden ein Land der Alten“ – das alles klingt in der Tat den Bürgern eines Landes nicht erfreulich, den älteren so wenig wie den jungen. Es wird angenommen, dass die Zahl der über 80jährigen bis zum Jahre 2030 4,4 Millionen betragen wird bei sinkender Einwohnerzahl. Der Anteil der Jugendlichen wird um 53 % auf 16,5 % zurückgehen und der Anteil der Älteren um 10 % auf 31 % steigen. Die Jugend wird zu einer gesellschaftlichen Minderheit. In früheren Gesellschaften war das Verhältnis fast umgekehrt. Die Jugend war die Mehrheit, die Alten die Minderheit. Das sind die oft berichteten Fakten.

In der Welt der Alten

Alles dreht sich um die Alten

Die Finanzierung des Alterns: Entweder müssen die Älteren spürbaren Verzicht leisten und länger arbeiten oder die Jüngeren sich einschränken und immer produktiver arbeiten. Die Befürchtung ist: es droht eine harte Auseinandersetzung der Generationen, ein Verteilungskampf um das volkswirtschaftliche Einkommen, den die Alten gewinnen, weil sie die Mehrheit der Wähler stellen. Die Balance zwischen den Generationen ist dahin. Die Alten werden ihre Privilegien nicht freiwillig aufgeben, ihre erarbeiteten Positionen nicht räumen. Die Jüngeren werden in ihrer Aufbauphase nicht für die Alten schufteten wollen, die sich auf ihre Kosten noch jahrzehntelang ein ruhiges Leben machen wollen.

Die Anpassung Städte an die Alten: Schon ist zu erkennen, wie sich unsere ganze Umwelt nach den Bedürfnissen der Alten auszurichten beginnt. In den Städten entstehen Altendomes, die Verkehrs- und Informationssysteme werden nach den Bedürfnissen der Alten gestaltet, Wohnungen mit enormem Aufwand „altengerecht“ umgebaut, überall Lifte und Rampen für Rollstühle angefügt. Die Älteren gründen Vereine zur Durchsetzung ihrer Interessen, zum Beispiel „gemeinsam Wohnen in Alter“, die kein Kommunalpolitiker ignorieren sollte. Die Lobby der Älteren behauptet: Was den Älteren nutzt, ist auch gut für die Jüngeren.

Neue Erfahrungen

Viele heute Fünfzigjährige machen eine neue bedrückende Erfahrung, die künftig auch nachfolgende Generationen machen werden. Sie sehen die letzten Jahre des Lebens am Beispiel ihrer immer älter werdenden Eltern als ein quälendes Warten auf den Tod, der dank der Medizin nicht kommen mag. Yasushi Inoue hat in dem Buch „Meine Mutter“, das ich sehr empfehlen möchte, eindrucksvoll auch das Elend des Alterns in einer modernen Gesellschaft aufgezeigt. Heute leben die Alten meistens von ihren Töchtern und Schwiegertöchtern oder Servicefirmen versorgt und gepflegt so lange es irgend geht zu Hause, aber nicht mehr in einem Familienverband, sondern alleine. (Etwa 70 % der knapp 1,6 Millionen Pflegebedürftigen leben zu Hause. Die rund 2,3 Millionen Bedürftigen, die regelmäßig hauswirtschaftliche Unterstützung benötigen, werden zu fast 90 % informell versorgt.) Damit sie lange in der Wohnung bleiben können, werden die Wohnungen altengerecht umgestaltet. („Zu Hause wohnen bleiben“ ist eines der Paradigmen der kommunalen Sozialpolitik und der Wohnungswirtschaft.) Hier kommen sie oft immer mehr herunter, vereinsamen und vergreisen körperlich, geistig und seelisch. Die Zahl der dementen Menschen steigt mit der Zahl der Hochbetagten. Die Belastungen für die Verwandten wer-

den unerträglich. Allein an das Schicksal der Eltern zu denken, bedrückt. Oft leben die Kinder nicht am Ort, sondern wohin ihr Beruf sie verschlagen hat, und sie können nichts dazu beitragen, dass es den alten Eltern gut geht, denn mit Wochenendbesuchen ist es nicht getan. Die Pflege alter Menschen ist eine schwere Arbeit. Es kommt jener Tag, an dem der Umzug ins Pflegeheim nicht mehr hinausgeschoben werden kann. Das Eintrittsalter in die Heime, wo dann fast nur noch „Pflegefälle“ leben, wird immer höher. Der Besuch bei der alten Mutter – die Männer sterben früher – ist deprimierend. Man sucht nach Alternativen für das eigene Alter.

Wie wir gelebt haben, so wird das Alter

Trotz des Wissens um die Beschwerden tun wir alles, um immer älter zu werden. Die Verheißungen der Biotechnologie kennen kaum noch eine Grenze: 120 Jahre alt werden, gesund und munter natürlich. Mit der Gentechnologie ist der Jungbrunnen endlich gefunden. Die Frage, was alt heißt, hängt mit der möglichen „Lebenserwartung“ zusammen. Sie liegt bald bei 100 Jahren. In den letzten hundert Jahren – ein vergleichsweise kurzer Zeitraum der Menschheitsgeschichte – hat sich die Lebenserwartung von rd. 35 Jahren auf heute etwa 71 Jahre bei den Männern und 78 Jahre bei den Frauen erhöht. Die heute 60 Jahre alten Männer können mit noch weiteren 17 Lebensjahren rechnen, die Frauen mit 21.

Aber wie wir das Altern heute organisieren, wird der Menschheitstraum Altwerden zum Alptraum, denn an ewige Jugend und plötzlichen Tod mag man doch nicht glauben. Die eingangs in den Raum gestellten Entwicklungen – das Finanzierungsproblem, der Konflikt zwischen Jung und Alt, der Umbau der Stadt nach den Bedürfnissen der Alten – bekommen eine bedrohliche Dimension, wenn wir die gegenwärtigen Lebensformen und Lebensstile in die Zukunft prolongieren.

Altern wäre für den einzelnen und die Gesellschaft weniger bedrohlich, hätten sich nicht in den letzten drei Jahrzehnten Lebensstile und Lebensformen radikal hin zu Individualisierung, Singularisierung, Karrierestreben und Selbstverwirklichungsanspruch gewandelt. Traditionelle familiäre und

subsidiäre Formen der Daseinsvorsorge wurden durch staatliche ersetzt. Die staatliche Sorge für jeden von Kind an bis zum Rentenalter galt als gerecht, weil sie Zugang zu Ausbildung, Bildung und auch im Alter zu Gesundheit und Auskommen eröffnete. Jetzt, wo diese Daseinsvorsorge wegen der Alterung nicht mehr finanziert werden kann und sich darüber hinaus zeigt, dass die Differenziertheit des Alterns in einer modernen Gesellschaft und die Bedürfnisse des einzelnen im Widerspruch gekommen sind zu den Regelungen der ihrer Natur nach starren und teuren Bürokratie wird uns der Verlust tradierter Hilfeformen schmerzlich bewusst. Aber sie sind nicht ohne weiteres wieder aufzubauen.

Wie wir im Alter leben können, hängt schließlich nicht nur vom Lebensstil ab, den wir gepflegt haben, sondern auch von unserer „Erwerbsbiographie“. Wer ein geringes Einkommen hatte, hat auch eine geringe Rente. Es gibt Altersarmut, besonders unter den Rentnerinnen. Viele sind auf Sozialhilfeleistungen und eine geförderte Wohnung angewiesen.

Rente, Gesundheitsvorsorge und Pflege der Alten sind tatsächlich nicht bezahlbar, wenn die Rechenformel einerseits auf einer Regelbiographie aufbaut, die kaum jemand noch lebt: Schule, Ausbildung, mit 25 Eintritt ins Erwerbsleben, Heirat, Bausparen, Lebensversicherung, zwei Kinder, Ausbildungsversicherung, Berufsleben und moderne Arbeitsteilung bei der Kindererziehung, damit die Frau halbtags berufstätig sein kann, Mittelklassewagen, Gesundheitsprävention, Urlaube, mit 65 Rente zwangsweise, Eintritt in die Seniorenresidenz, Freude an den Enkeln, Tod mit 75 der Mann, mit 80 Jahren die Frau. Die Formeln sind untauglich, wo die Phasen des Lebens sich ineinander geschoben und überlagert haben, Brüche auftreten, der einzelne sich selbst alles geworden und auf sich gestellt ist, wo nur Jugendlichkeit etwas gilt, der Vierzigjährige alt aussieht, der Fünfzigjährige chancenlos am Arbeitsmarkt ist, permanente Mobilität gefordert ist, aber die Alten die Mehrheit werden. Und wenn zugleich andererseits – und damit verbunden – die Fundamente des Gemeinschaftslebens – Familie, Nachbarschaften, Vereine, Kirchengemeinden also die Traditionsgeländer – weggebrochen und auch nicht mehr entsprechend gefördert worden sind.

(In Deutschland musste sogar das oberste Gericht eingreifen, weil die Politik die Familie vernachlässigt hat, die trotz aller Individualisierung noch immer das Fundament der Daseinsvorsorge ist.) Nachdem solche Entwicklungen unumkehrbar sind und es auch nicht gut wäre, manche alte Zustände, zum Beispiel, dass die Frauen die Last der Alterung getragen haben, wieder herzustellen, und da wir wissen, dass es keine Mega-Zauberformel geben kann, weil die Zahl der Variablen viel zu groß ist, da selbst, wenn die Rechnung aufginge, ein humanes Leben nicht verbürgt wäre, müssen wir einen anderen Schlüssel suchen.

Wohnen als Fokus der Altersfrage?

Für die finanziellen und sozialen Probleme des Altern gibt viele Lösungsansätze. Wohnen steht im Mittelpunkt. Das ist insofern zutreffend als die Beweglichkeit schwindet bis nur mehr das Zimmer als Bewegungsraum übrigbleibt oder sogar nur noch das Bett.

Paradigmen sind:

- Erstens, selbständig und in der Wohnung bleiben können, also einen eigenen Haushalt führen. Wenn die Alternative Altenheim heißt, wollen das auch die meisten. Vielen Männern wird es nicht leicht fallen, einen eigenen Haushalt zu führen, künftig vielleicht auch Frauen, wenn sie ihr Leben lang berufstätig waren. Die Forderung, zu Hause wohnen bleiben, klingt human. Aber man könnte auch sagen: so lange wie möglich müssen die Alten heute selbständig bleiben, also ohne fremde Hilfe leben können, denn diese ist zu teuer und zu unpersönlich und zu wenig differenziert.
- Zweitens, in neuen Wohnformen liegt der Schlüssel gegen Isolation und Vereinsamung. Aber auch neue Formen des Zusammenlebens wollen erlernt sein, und dafür ist es im Alter oft zu spät.

Ich möchte fragen: Tun wir gut daran, das Wohnen in den Mittelpunkt der Altersfrage zu stellen? Wohnen heißt Privatheit, die eigenen vier Wände. Liegt hier, im Wohnenbleiben nicht eine Ursache für Einsamkeit und Isolation, für den Abbau der geistigen und

körperlichen Fähigkeiten – wenn es nichts anderes mehr gibt als das Wohnen, allein, weit weg von Verwandten, nach dem Tod des Partners, dem Wegsterben der wenigen Freunde, oder auch gemeinsam mit anderen Alten? Wäre es nicht besser, zu fragen, welchen sinnvollen, also irgend nützlichen und nachgefragten, Anerkennung verschaffenden Beschäftigungen ein Älterer nachgehen könnte und wie diese Beschäftigungen organisiert werden könnten, statt in einer Wohngemeinschaft aufzugehen, was als Alternative zu Isolation oder Heim propagiert wird? Läge hier, wenn die Alten nützlich wären, vielleicht sogar ein Schlüssel zur Bewältigung des Generationenkonflikts? Jugend und Alter können heute nicht mehr mit produktiv und weniger oder unproduktiv gleichgesetzt werden.

Neue und alte Formen der Gemeinschaft – nicht ohne die Jugend

Noch aber blicken wir gebannt auf das Alterswohnen. Städte und Gemeinden, Wohnungsunternehmen und Genossenschaften, karitative Organisationen und die Altenverbände entwickeln neue Wohnmodelle für ein besseres Altern. Zu nennen sind „betreutes Wohnen“, „Betreuung per Hauskanal“, „betreute Wohngruppen im Quartier“, „selbstverwaltete Wohn- und Hausgemeinschaften“, „integriertes Wohnen“, „Mehrgenerationenwohnen“, „Pflegewohnungen- und Stationen im Quartier“, „Bau von altersgerechten Wohnungen und Gebäuden“, „organisierte Umzüge“. Der Aufwand für die einzelnen Modelle ist sehr groß.

Auch der einzelne, der es sich leisten kann, beginnt, das Schicksal der Eltern vor Augen, vorzusorgen: gegen den körperlichen und geistigen Abbau (Vitamine, Fitness, Esoterik, Kreuzworträtsel, Auswendiglernen); gegen Isolation und Einsamkeit (neue Wahlverwandtschaften, Wohngemeinschaften, Investieren in ein Sun City-Projekt). Wie man sich selbst, um nicht zu verzweifeln, von den alten Eltern distanzieren muss, weil man nicht in der Lage ist, sie würdevoll zu versorgen und zu pflegen, oder weil man, wenn dieser Versuch unternommen wurde, weiß, welche Beschränkungen damit verbunden sind, möchte man den eigenen Kindern diese Last nicht zumuten, wenn das Alter gekommen ist.

Das heißt aber konkret: mit der Jugend haben diese Modelle nichts Gemeinsames. Ja sogar grenzen sie sich ab. (Das Mehrgenerationenwohnen ist meiner Erfahrung nach eine Fiktion, eine Ausrede, Ausnahmen ausgenommen.) Das kann nicht gut sein. Natürlich bringt die Nähe von Jugend und Alter Konflikte. Aber Gesellschaften oder Gemeinschaften integrieren nicht durch Harmonie, hervorgerufen durch Trennung, sondern durch Konflikte.

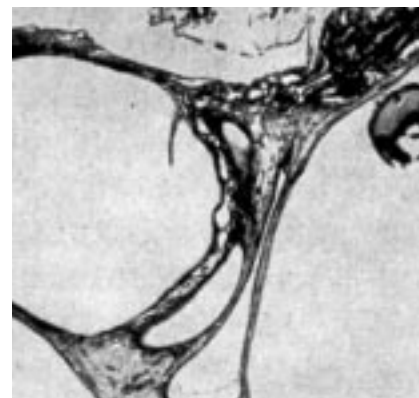
Wir befinden uns in einer Umbruchzeit. Neben die alten Lebensweisen sind neue, offenere getreten, die dem einzelnen mehr Wahlmöglichkeiten bieten im Laufe des Lebens. Aber wie der einzelne sich eingebunden sieht in Gemeinschaft steht dahin. Dass ohne soziale Bindungen Krisen und Alter nicht zu bewältigen sind, steht aber außer Zweifel. Vielleicht wird künftig wieder erkannt, dass die Familie eine bewährte, Unterschiede integrierende, auf Vertrauen aufbauende Gemeinschaftsform auch in einer modernen Gesellschaft darstellen kann.

Vom Blick in die Zukunft lernen. Als Prävention: Die lebendige Stadt

Die zentrale Frage der Zukunft, die vielleicht auch Antworten für heute aufzeigt, lautet: Wie werden wir unser Leben planen, wenn wir wissen, wir werden über 100 Jahre alt?

Wir richten unser Leben vor allem danach ein, welche Zeitspanne uns zwischen Geburt und Tod zur Verfügung steht. Wenn die Menschen wissen, ihr Leben wird mit 40 Jahren zu Ende sein, dann heiraten sie mit fünfzehn. Eine spätere Heirat ist möglich oder eine zweite Heirat könnte in der Lebensplanung Platz finden, wenn man 60 Jahre oder älter wird. Die Zahl der Optionen steigt mit einer Lebenserwartung von 100 und mehr Jahren an. Das betrifft alle Lebensbereiche, die Ausbildung, den Beruf, die Beziehungen zwischen den Geschlechtern und Generationen. Zum Beispiel können Geschwister generationengroßen Altersunterschied haben. Im Berufsleben kann es längere Unterbrechungen geben.

Solche Szenarien zeigen uns, dass das Älterwerden unsere Gesellschaft tiefgreifender verändern wird als wir es uns heute vorstellen können, aber so viel dürfte feststehen: zu mehr Vielfalt. Rentenformeln werden diese nicht



mehr erfassen können. Auch beim Wohnungs- und Städtebau werden egalisierende, flächendeckende, zielgenaue Maßnahmen scheitern, weil es keine eindeutigen Antworten auf die Frage, wie die Menschen ihr Leben angesichts ihrer Möglichkeiten organisieren werden, gibt.

Wir konzentrieren uns nicht nur zu sehr auf das Alter, sondern dabei auch noch auf die Versorgungsfrage. Wer in Pflegeberufen arbeitet, kann verständlicherweise nur schwer eine positive Perspektive entwickeln in der Mühe des Alltags. Jede Idee, jedes Modell, das schnelle Hilfe bietet, ist willkommen. Aber wir müssen, angesichts der quantitativen Dimension über die Modellprojekte hinaus Vorstellungen entwickeln, und zwar solche, die allen Generationen nützen. Denn auf längere Sicht helfen isolierte und isolierende Modelle nichts, zumal sie auch oft keine Breitenwirkung haben.

Ich möchte deshalb anregen, über den Zusammenhang zwischen körperlichem, geistigem und seelischen Verfall und dem Mangel an Vielfalt, Lebendigkeit, Veränderung der Umwelt nachzudenken. Was sieht ein alter Mensch heute, wenn er aus dem Fenster schaut in einer gepflegten Wohnanlage? Nur die Veränderung der künstlichen Natur. Alles um ihn ist schon konserviert und abgestorben. Hier gibt es auch nichts mehr zu tun.

Es geht um Prävention. Jede Fachrichtung mag das ihre tun, damit die Alterung nicht zur individuellen und gesellschaftlichen Krise wird, die Biotechnologie, die Medizin, das Verkehrswesen und auch die Stadt- und Wohnbauplanung. Hier haben wir in den letzten Jahrzehnten durch Siedlungen, die wenig Anregungen bieten und wo es kaum Veränderungen gibt, Fehler gemacht.

(Die Wohnungswirtschaft 4/2002)

Über „Zugang“

■ *Es ist nicht angenehm, keinen Zugang zu finden – sei es, weil uns der Zugang verschlossen bleibt, sei es, weil es gar keine Türe gibt.*

Zugang kennzeichnet die Schwelle zwischen drinnen und draußen; Zugang zu Bildung, Wissen und Informationen; zum Arbeitsmarkt, zum Wohnungsmarkt; zum Gesundheitssystem; zu bestimmten Lebensweisen, zu Vereinen. Kennzeichen einer demokratischen offenen Gesellschaft ist es, jedem die Chance zu geben, freien Zugang zu finden. Wo aber Zugang ist, ist auch Begrenzung. Eingangsprüfungen sind abzulegen, ein immer wiederkehrendes Thema, beliebtes Librettothema bei Filmen und Opern, man denke an Emanuel Schikaneders Zauberflöte. Hier gibt es ein Portal, ein Gate. Portal ist ein Internetbegriff. Es ist nicht nur einladend, sondern dient auch dem Schutz. Nicht jeder darf eintreten. Man braucht ein Passwort. Denn wo der Zugang ganz offensteht, wo jeder nach Belieben hineingehen kann, fühlt man sich nicht wohl, sogar bedroht. Wo zu viele drinnen sind, sinkt die Qualität, wird die Sache unübersichtlich und schwerer zu organisieren.

Mit den neuen Informations- und Kommunikationsmöglichkeiten und besonders dem Internet wurde manche Schwelle erst einmal beseitigt. Viele Informationen sind kostenlos. Fehlt das Geld ist keine Zugangsschwelle mehr. Der amerikanische Tellerwäschermythos – von ganz unten zum Millionär – wiederholt sich im Zeitraffer. Aber vieles kehrt sich zum alten hin um, bilden sich soziale Ebenen und Hürden. Sie bilden sich räumlich segregativ in den Städten und Vorstädten ab. Hier die integrierten Anwender, die durch das Portal hindurchgeschritten sind, die Prüfungen bestanden haben, von der Zahl her die größte Gruppe, ansässig und bodenständig, die breite Mitte bildend. Dort die ungebundene, international in Business oder Kultur agierende Kreativgruppe. Da diejenigen, die keinen Zugang gefunden haben zur neuen Welt der Technologien. Im Prinzip ist diese Gliederung der Stadt nichts neues.



Der Zugang hat in der Geschichte des Siedlungsbaus eine große Bedeutung. Ihm wurde oft größte Aufmerksamkeit gewidmet. Jeder kennt die Genossenschaftssiedlungen mit ihren Torbögen, oft ganz unauffällig, aber eindeutig. Nicht jeder hatte hier Zugang. Nicht dass es verboten gewesen wäre, einzutreten – man tat es nicht. Oft war der Zugang auch mit Stelen oder Statuen zu beiden Seiten überhöht. Ein bekanntes Beispiel ist der Karl Marx-Hof in Wien. Der Zugang signalisierte: hier wohnen Menschen einer sozialen Klasse, die sich eine eigene, starke Kultur erstritten hat. Die Bewohner dieser Höfe leben unter ihresgleichen, regeln ihre Belange selbst, tragen Sorge für sich, sind solidarisch. Um das zu signalisieren, wurden die architektonischen und künstlerischen Symbole geschaffen. Die Liebe zum Gebäudedetail, heute im Wohnungsbau verlorengegangen, zeugt vom Selbstbewusstsein einer Klasse, die große Architekten an sich binden konnte. Aber die Sanierung mancher dieser Siedlungen ist ein Fass ohne Boden geworden. Der Grund liegt im Wandel der Zugangsbedingungen. Die soziale Klasse löste sich auf. Über den Zugang entscheidet heute die Bürokratie. Man sondert sich nicht mehr aus freien Stücken ab. In Räume ohne marktliche Zugangsbeschränkung will niemand.

Freiwilligkeit ist der eigentliche Schlüssel für den Zugang. Ein interessantes Beispiel, weil privat, ist die 1924 gebaute Borstei in München, eine aus mehreren Höfen bestehende private Wohnsiedlung mit engen Zugängen. Die Wohnungen sind nicht billig. Die Warteliste ist angeblich lang. Es ist nicht leicht, die Zugänge zu finden. Die europäische Baugeschichte kennt diese hofartige Bauform mit schmalen Zugängen. Es gibt wundervolle Beispiele, etwa Höfe mit Laubengängen, die die Wohnungen vom Hof aus erschließen. In Wien heißen die meisten genossenschaftlichen Wohnanlagen Hof. Wenn man in kleinere aus Neugier hineingeht, wird man feststellen, dass man plötzlich etwas leiser spricht. Der schmale Zugang des Gebäudes kennzeichnet den ebenso schmalen Zugang, wenn man hier wohnen möchte. Er ist durch Protektion zu öffnen.

Zugangsbegrenzungen sind wieder aktuell. Gerade bei den sogenannten alternativen Wohngruppenprojekten ist der Wohnhof Metapher für eine geschlossene Gemeinschaft. Wer Zugang finden möchte, muss die religiösen, politischen, sexuellen und sonstwelche Neigungen der Bewohner teilen. Kommunitäre und esoterische Gruppierungen praktizieren eine strenge Zugangsbegrenzung. Es ist ein Charakteristikum von ideologisch ausgerich-

teten Wohnprojekten, dass sie explizit eine Zugangssperre aufbauen. Es gibt Insider und Außenstehende. Viele Projekte haben Aufnahme-rituale oder sogar eine Probezeit. Schon die Namensgebung ist eine Zugangssperre. „Eden“ ist ein Beispiel, ein geschichtsträchtiges und vielversprechendes Wort. Andere Titel lauten: „Natürlich leben und lernen“, „Land in Sicht“, „Insel“, „Sonnendorf“ usw. Untertitel sind: antipatriarchal, basisdemokratisch, feministisch, lebensfroh, liebevoll radikal, ökumenisch christlich, urchristlich, leben nach der Bergpredigt, makrobiologisch, permakulturell, tibetisch-buddhistisch usw. Sie bezeichnen freiwillige Zusammenschlüsse auf der Basis gemeinsamer Überzeugungen. Einmal drinnen, kommt man schwer oder nur beschädigt wieder heraus.

In London gibt es zahlreiche neue ethnische Wohnungsgenossenschaften. Sie werden sogar staatlich gefördert. Die Zugehörigkeit zu einer Ethnie ist die Zugangsbedingung. Das würden hier manche als Rassismus bezeichnen. Aber Minderheiten integrieren in die Kultur eines Landes besser, wenn sie ihre eigene Kultur bewahren können solange sie das wollen. Deshalb die Zugangsbeschränkung.

Was machen die Draußenstehenden? Das ist die zentrale Frage an alle kommunikativen Modelle, die ja nur durch Zugangsbeschränkung ihre soziale Wirkung entfalten können. Ist ein Plädoyer für Zugangsbeschränkung ein sozialer Rückschritt? Führt das zu US-amerikanischen Verhältnissen?

In den USA gibt es eine große Zahl sogenannter Gated Communities, umzäunter Nachbarschaften, deren Zugänge mit modernen Überwachungstechniken und Wachpersonal geschützt werden. Jeremy Rifkin behauptet in seinem Buch „Access, vom Verschwinden des Eigentums“, es würden schon Millionen von Amerikanern in solchen Communities leben. In Deutschland sind die Sun Cities für die Alten bekanntgeworden. Ich habe selbst eine besucht. Mächtige Portale mit Wachhäusern bilden den Zugang. Im Innern beginnt eine extraterritoriale Welt, die der Bewohner, nicht wieder verlassen muss. Alles kann geliefert werden. In Nevada soll jetzt eine Siedlung mit mehreren hundert Häusern und Appartements gebaut werden, in der jeder Bewohner zum Haus eine

Uzi-Maschinenpistole bekommt. Der Gründer sieht hierin ein Vorbild für ganz Amerika (FAZ 10.2.2001). So unterschiedlich diese Siedlungen auch sind, gemeinsam ist ihnen, dass sie den Zugang von der Zustimmung und Einhaltung strenger Reglements abhängig machen. Man zahlt viel, um Einlass zu bekommen. Geld allein genügt aber nicht. Man muss sich freiwillig den Regeln der Community unterwerfen. Vor Long Island liegt eine langgezogene schmale Insel, Fire Island, erreichbar nur mit dem Boot, wo sich begüterte Schwule aus dem benachbarten New York ihre hochästhetische Welt mit eigenen informellen Regeln und einem eigenen Immobilienmarkt geschaffen haben. Der Zugang erfolgt über den Hafen, den Port, das Tor. Um Zugang zu finden, muss man mehr bezahlen als die Miete oder den Kaufpreis.

Die „Gated Communities“ sind eine postmoderne Antwort auf die Probleme der Stadt, deren Integrationskraft verlorengegangen ist. Auch in Deutschland beginnen Tendenzen der Einmauerung – erst beim Kommerz, bei den Themenparks, bald auch beim Wohnen. Wir sprechen von „gefährlichen Klassen“ und „Gefahrenabwehr“. Zwar gibt es die Forderung nach der „sozialen Stadt“, aber gerade schwierigen Wohnsiedlungen sehen wir in der Zugangskontrolle – Stichwort Concierge – eine Lösung. Wir müssen uns mit der Dialektik zwischen Offenheit und Geschlossenheit, zwischen drinnen und draußen auseinandersetzen.

Wo es keinen Zugang gibt, kann man nicht ankommen

Übertragen wir diesen Gedanken auf die Stadt. Stadtmauern und Tore wurden geschliffen, die Zugänge sind verschwunden, weil sie der Entwicklung der Stadt im Weg standen und weil sie ihren Zweck verloren hatten. Heute erinnert man sich wieder des Stadttors als einer verlorengegangenen Metapher für das Bedürfnis nach Begrenzung und Fixpunkten. Hier, wo Tor oder Turm stehen, ist man angekommen in der Stadt. In Wien bauten Künstler dort, wo sich einst die Stadttore zu den Ausfallstraßen befanden, neue Tore, um Grenzen und Zeichen zu setzen: hier war einmal der Zugang zur Stadt. Viele Geschichten erzählen vom Stadttor: endlich drinnen, die Wächter überredet oder bestochen,

endlich entkommen, die Wächter überlistet. In Frankfurt gibt es die Idee, an einer der Hauptzufahrtsstraßen von der Autobahn Hochhäuser wie Tortürme beidseits der Straße zu errichten.

Das Ankommen in einer Stadt gehört zu den am meisten vernachlässigten Themen der Stadtplanung. Erst seit kurzem besinnt man sich erstmals repräsentativer Bahnhofsvorplätze. Aber das Ankommen in einer Stadt – egal ob per Auto oder Bahn – bleibt doch ein technisch-funktionales Verkehrsproblem ohne jeden emotionalen Gehalt. Dabei könnte das Ankommen in der Stadt ein Erlebnis sein, einen ersten Eindruck von der Stadt vermitteln. Die Autobahnen münden in ringförmig geführte Tunnel, die Züge durchfahren ödes Gelände. Die Bahnhöfe sind meistens Orte des schnellen und temporären Transits – nicht einmal ein stop-over macht Spaß. Auf räumlichen Orientierungssinn kann nicht mehr gesetzt werden: Denn man muss oft in die entgegengesetzte Richtung fahren, um an einen bestimmten Ort zu gelangen. Heute sind die Zugänge Funktionsräume, die sich alle gleichen.

Nach Rechtskategorien unterschieden gibt es in der Stadt private und öffentliche Räume. Öffentliche Räume der Stadt sind die für alle Bürger frei und zu jeder Zeit zugängliche Areale. Der öffentliche Raum wird aber erst durch eine materielle Grenze real gebildet, nämlich die Grenze zwischen den privaten und den öffentlichen Flächen oder Räumen in Form von Zäunen, Hecken, Mauern, Gebäuden – also durch den Zugang, das Tor, die Türe – die Exklusion.

Die Stadt ist der Ort der Entwicklung der modernen Bürgergesellschaft. Ihr Interesse liegt in einer „gelungenen“ Balance zwischen Exklusion und Integration. Der öffentliche Sektor der Stadt, der Raum der Integration, wird in der kurzen Blütezeit des Bürgertums von den Bürgern als ihre Aufgabe angesehen, weil sie wissen, dass ihr privater Wohlstand auch von der Qualität des öffentlichen Sektors abhängt. Mit der Industrialisierung und dem Wachstum der Städte kam es auch zu einem Wandel im Verantwortungsempfinden für den öffentlichen Raum. Das ist auch der Fall bei den Wohnsiedlungen der Reformzeit Ende des 19. und in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts. Es ist aufschlussreich und kennzeichnend für das Ver-

hältnis der Reformen gegenüber der Stadt, dass ihnen der öffentliche städtische Raum wenig galt. Mit ihrer Architektursprache, mit Symbolen und Kodierungen wurde die Abgrenzung gegenüber den bürgerlichen Lebensformen dokumentiert. Der öffentliche Raum wurde gewissermaßen nach innen verlegt. Er stand exklusiv den Bewohnern zur Verfügung. Hier erst entfaltete sich die Identität des Ortes. Sie zerfiel mit der Erosion der sozialen Bewegung, die sie einst hervorgebracht hatte.

Die öffentlich geförderten Wohnanlagen der letzten fünf Jahrzehnte haben ein entscheidendes Charakteristikum. Sie sind in der sogenannten „offenen Bauweise“ errichtet. Sie haben keinen Zugang, sind offen für jeden, erlauben einen ungehinderten Blick. In gewisser Weise wirken sie schutzlos, je größer desto mehr, am meisten die riesigen Plattenbauten auf den grünen Freiräumen. Wir sind unsicher: betreten wir einen privaten oder einen öffentlichen Raum? Für die diffuse Empfindung gibt es im Siedlungsbau einen ebenso diffusen Fachausdruck: halböffentlich. Das Fehlen des Zugangs, man könnte entsprechend sagen, einer Grenze, wird vielleicht noch als der gravierendste Mangel für die Zukunftsfähigkeit vieler Wohnsiedlungen identifiziert werden – jedenfalls wenn die These zutrifft, dass die Menschen heute wieder und mehr

denn je eine vertraute, überschaubare Heimat wünschen, eine gute, nicht überforderte Nachbarschaft, eine sichere Insel, von der aus sie in die just in time-Welt aufbrechen und wohin sie auch wieder zurückkehren können, einen Ort, wo die Zeit langsamer verläuft als draußen, wo sie zu Hause sind, wo ihre Kinder beschützt aufwachsen können. Manche Wohnungsunternehmen haben wohl geahnt, wie wichtig Zugang ist, und haben deshalb die Hauseingänge heruntergekommener Miethäuser aufwendig herausgeputzt mit der Begründung: damit sich die Mieter identifizieren. Guter Wille, ja, aber ein großes Missverstehen.

In der Zeit der Stadtsanierung in den 70er Jahren sehen wir immer wieder Versuche, die eindeutigen Grenzen zwischen Privatem und Öffentlichem administrativ zu verändern, indem mit dem Verweis auf die vorgeblich zu hohe bauliche Dichte Breschen in das private Eigentum geschlagen werden: Wege in die einstmaligen privaten Höfe der Blockrandbebauungen, Spielflächen, Erholungsflächen usw., so als hätte man zuvor in den schmalen Gartenstreifen nicht spielen, sich nicht erholen können. In Leipzig sieht man heute sogar das Schrumpfen der Stadt positiv, weil dadurch Lücken in die private Stadfläche geschlagen werden können. Doch Lücken sind keine Zugänge. Der Ver-

lust der bürgerlichen Stadt und mit ihr das Ende des Interesses für den öffentlichen Raum tritt also ein, wenn versucht wird, das Prinzip zwischen Öffentlichem und Privatem aufzuheben, die Zugänge verschwinden zu lassen.

Es ist nicht die Verinselung an sich, die dann zu Spannungen führt, sondern die nicht freiwillige und nicht zugestandene Exklusivität der benachteiligten und benachteiligenden Wohnsiedlungen, die sich in ihnen und im öffentlichen Raum der Stadt entladen. Schlimmstenfalls regieren dort, wie in französischen Vorstädten Gangs und sorgen für Zugangsbeschränkung auf ihre Weise. Dann errichtet man teils sichtbare, teils subtile Zugangsbeschränkungen im öffentlichen Raum, wo sie auf keinen Fall sein dürfen.

Wo Zugang ist, muss auch ein Ausgang sein

In dem Buch „Eine Messe für die Stadt Arras“ beschreibt Andrzej Szpiorski, was geschieht, wenn sich eine Stadt, eine Gesellschaft, aus Angst vor Krankheit und Fremdem verschließt, und niemanden hinein- und hinauslässt. Autistisch geworden, bricht die nichtzivilisierte Seite des Menschen durch.

(Die Wohnungswirtschaft 4/2001)

Lernende Unternehmen brauchen ein Leitbild

■ In den Wohnungsmarkt ist Bewegung gekommen. Die Wohnung und alle Dienstleistungen, die sich mit dem Wohnen verbinden lassen, werden neuerdings als Produkte bezeichnet, und die Mieter als Kunden. Diese neuen Bezeichnungen reflektieren nicht nur den wirtschaftlichen und politischen Wandel – vom Versorgungsdenken zum Marktlichen –, sondern einen noch substantielleren Wandel im Wohnen, der sich seit etwa zwei Jahrzehnten vollzieht: die Differenzierung des Wohnungsmarkts und die neuen sozialen, technologischen, architektonischen, stadträumlichen und ökologischen Anforderungen

nachhaltiger Entwicklung. Es scheint sich die Erkenntnis durchzusetzen, dass alle Reformmaßnahmen von einem ganzheitlichen Ansatz ausgehen müssen, der die Interdependenzen der verschiedenen Ebenen und das Ineinandergreifen der einzelnen Bereiche ins Blickfeld nimmt.

Dies aber macht ein übergreifendes Leitbild der Wohnungsentwicklung erforderlich, das dem Wandel ein gewisses Maß an Kohärenz verleiht. Je nachdem, für welches Leitbild man sich entscheidet, hat das Folgen für die inneren Strukturen des Unternehmens, für sein Selbstverständnis, das Maß an corporate identity, für neue Finanzie-

rungsmodelle und Kooperationen, mehr Wirtschaftlichkeit oder für Qualitätsvorstellungen. Auch müssen Leitbilder als Grundlage für konkrete Zieldefinitionen geeignet sein. Und schließlich sollen Leitbilder eine profilierte Außendarstellung des Unternehmens ermöglichen.

Viele Wohnungsunternehmen stehen dem Wandel offen gegenüber und versuchen, ihn aktiv voranzutreiben. Einige haben bereits ein Leitbild. Auch bei zahlreichen Seminaren der Wohnungswirtschaft wird über Leitbilder diskutiert. Die Unternehmen sehen die Notwendigkeit, die Beziehung zu ihrem gesellschaftlichen Umfeld neu zu

bestimmen und strategische Ziele zu formulieren. Sie müssen sich die Frage stellen, wohin die Entwicklung des Wohnungsmarktes in Zukunft geht – aber dies alles kann nicht mit Sicherheit vorausgesagt werden. Gleiches gilt für die Frage, ob Wohnungsunternehmen in der Form, wie wir sie heute kennen auch in Zukunft Bestand haben werden, ob sie vielleicht neue und ganz andere Aufgaben wahrnehmen werden. Eines jedoch steht fest: Der Wandel ist im Ganzen weder planbar, noch von einer zentralen Instanz steuerbar. Die Zeiten, in denen man sich gewiss war, Entwicklungen über längere Zeiträume vorzusehen und zu planen, sind vorbei. Deshalb entscheiden sich heute viele Unternehmen für ein System der „lernenden Organisation“, das sich in eigenständiger Weise weiterentwickeln kann.

Wie aber könnte ein neues Leitbild von „lernenden“, von den Zwängen der öffentlichen Daseinsfürsorge entfesselten Wohnungsunternehmen aus-
sehen?

Neue Erscheinungsformen allein genügen nicht

Viele Unternehmen haben in ihren Selbstdarstellungen bereits neue Begriffe geprägt. Immer öfter wird von Dienstleistung und Kundenorientierung gesprochen. Verwaltungsgebäude werden umgebaut, damit sie nicht wie Behörden, sondern wie Dienstleistungsunternehmen wirken. Mieter werden nicht als Bittsteller, sondern als Kunden empfangen. Wohnungen werden nicht mehr belegt, sondern vermietet. Das zeigt, dass die im Wettbewerb konkurrierenden Wohnungsunternehmen, nachdem sie den Schritt von Organen der öffentlichen Daseinsvorsorge zu marktwirtschaftlich agierenden Unternehmen vollzogen haben, dabei sind, neue Unternehmensprofile zu entwickeln, die ihr neues Produktverständnis zeigen. Entscheidend wird aber sein, ob die Unternehmen tatsächlich in der Lage sind, Produkte zu definieren, denn mit Umdeklariieren der Ware ist es nicht getan.

Die Entwicklung eines Unternehmensleitbilds hilft, sich vorteilhaft im Konkurrenzfeld zu positionieren. Um ihr spezifisches Produktverständnis zu demonstrieren, wählen viele Unternehmen, selbst Krankenhäuser, Schulen und Universitäten, heute Leitbilder,



mit denen sie sich von anderen Anbietern abgrenzen. Voraussetzung ist natürlich immer: das Produkt ist im Vergleich zu den Angeboten der Konkurrenz mindestens gleich gut. Anspruchsvolle Kunden würden die Diskrepanz zwischen den Ansprüchen eines Leitbilds und der Wirklichkeit schnell durchschauen. Werbung soll auf Dauer Vertrauen schaffen. In einer Zeit, in der Wohnungen leerstehen und Reihenhäuser nicht mehr vom Skizzenblock weg zu verkaufen sind, genügt es nicht, eine breitere und differenziertere Angebotspalette von Dienstleistungen rund ums Wohnen zu schaffen, wie z. B. „Wohnen plus“ oder nur neue Marketingkonzepte zu entwickeln.

Neue Wege des Marketing müssen eingeschlagen werden, vor allem wenn Produkte in ihrer Qualität sich immer mehr gleichen. Ein neues Logo, ein farbiges Layout für das Briefpapier und freundliche Flyer, eine flotte Webseite, reichen nicht aus. Das Marketingkonzept muss über Erscheinungsbilder hinausgehen. Die Frage lautet, entspricht das, was hier angekündigt wird, tatsächlich auch immer einer neuen Philosophie des Unternehmens? Würden die inneren Strukturen des Unternehmens entsprechend umorganisiert? Sind die einzelnen Mitarbeiter sich der neuen Aufgaben bewusst? Erledigen sie sie freudig oder fügen sie sich nolens volens? Werden die Mitarbeiter kontinuierlich weitergebildet? Deshalb ist es wichtig, dass das Leitbild partizipativ erarbeitet und allgemein akzeptiert wird.

Die Kunden

Es wird immer wieder betont, dass Wohnen über das Marktliche hinaus eine große soziale und kulturelle Bedeutung hat. Zum Beispiel wird ein Zusammenhang zwischen dem Wohnen und dem sozialen Zusammenhang der Menschen gesehen. Auch die Unternehmen selbst legitimieren öffentliche Mittel mit der sozialen Komponente des Wohnens, etwa wenn sie mit dem Programm „Die soziale Stadt“ arbeiten. Also unterscheidet sich das Produkt doch von anderen Gebrauchsgütern? Ganz besonders, wenn öffentliche Mittel transferiert werden? Denn hier ist der Mieter oder der Bewohnerhaushalt ja eigentlich kein Kunde, sondern Klient eines Förderprogramms, dessen positive Evaluation an seiner Zielgenauigkeit gemessen wird, wofür die Kriterien aber extern festgelegt werden.

Nun haben die Unternehmen ja einen sehr unterschiedlichen Kundenkreis. Im marktlichen Sinne „echte“ Kunden, also solche, die für das Produkt den Marktpreis zahlen und in der Lage sind, abzuwägen und zu vergleichen. Und „unechte“ Kunden, also diejenigen, deren Wohnen mit staatlichen Transferleistungen mitfinanziert wird. Aber auch diese Gruppe findet heute, wo Wohnungen leerstehen, Wahlmöglichkeiten vor.

Die Unterscheidung zwischen „echten“ und „geförderten“ Kunden ist indes für eine Leitbild nicht zu empfehlen – mit anderen Worten: die Aufgabe der Unternehmen wird es sein,

ihr Produkt nicht mit den traditionellen Kategorien und Kriterien zu entwickeln und anzubieten, sondern die marktliche Komponente generell, also auch im sozialen Segment, anzuwenden. Bei einem Leitbild kommt es also weniger darauf an, zu zeigen, dass das Unternehmen gut geführt ist, sondern dass mit den alten Denk- und Verhaltensweisen gegenüber den Mietern tatsächlich Schluss ist.

Damit wird von den Unternehmen viel gefordert: eine moderne Unternehmenspraxis auf der Basis alter Strukturen oder anders ausgedrückt, die Verbindung von Vergangenheit und Zukunft in der alltäglichen Praxis. Wer versucht hat, Unternehmen in dieser Weise fit zu machen, weiß, wie schmerzvoll und von Rückschlägen begleitet diese Prozesse für den einzelnen Mitarbeiter und für das Unternehmen verlaufen können, welche Widerstände überwunden werden müssen. Besonders die Traditionsunternehmen, die Genossenschaften mit formalisierten internen und externen Kommunikationsstrukturen werden sich schwer tun. Niemand trennt sich gerne von alten bequemen Gewohnheiten. Diese Gesellschaft zeichnet sich ja generell nicht gerade durch Reform- und Dynamisierungsfreude aus, im Gegenteil stößt jeder Ansatz auf organisierte Interessen, die den Status quo erhalten wollen.

Allgemeine ethische Werte und Visionen

Ich glaube, dass es gerade für den Brückenschlag zwischen Tradition und künftigen Anforderungen hilfreich sein kann, ein Unternehmensleitbild zu formulieren. Denn hier geht es nicht um das Oberflächliche, sondern um die Wertefragen schlechthin. Darin liegt eine große Chance. Bei der Diskussion über die nachhaltige Entwicklung der Städte habe ich die Erfahrung gemacht, dass Menschen unterschiedlicher politischer Auffassungen oder Herkunft und unterschiedlicher Lebenserfahrungen sich erstaunlich schnell auf allgemeine Werte einigen können, und dass diese in der Praxis als Projektionsfläche wirken können, wenn es um die Kompromissfindung im alltäglichen Entscheiden geht. Ethische Werte stellen nämlich etwas Verbindendes dar, was insofern sehr wichtig ist als die Menschen beides suchen: Abgrenzung und Verbindung.

Ein Leitbild ist keine Weltformel, kein kategorischer Imperativ, dem alle zustimmen, um dann so weiter zu machen wie bisher, sondern es ist eine Vision vom besseren Leben.

Visionen sind – anders als Utopien – Strategien des Handelns. Ein Leitbild beinhaltet also beides: die allgemein anerkannten Werte und die Art und Weise, wie man diese in der täglichen Praxis zu realisieren oder einzuhalten gedenkt. Es hat den Vorteil, dass es in mehrere Richtungen wirkt: zum Kunden und zum Mitarbeiter, vielleicht auch zum Aufsichtsrat und Vorstand. Was die ethischen Werte angeht, hat die Globalisierung auch ihr Gutes, indem nämlich Werte wie Gleichheit der Geschlechter und Rassen, Religionsfreiheit, das Recht auf Information bei Angelegenheiten, die die eigene Person betreffen, Schutz der Umwelt usw. universell anerkannt und bei den großen Weltkonferenzen bestätigt werden. Darauf kann man sich sehr gut beziehen. Es können auch Vergleiche gezogen werden. Ausgangspunkt bleibt aber das Interesse des Kunden. Womöglich werden künftig auch Partner und Förderer fragen, ob es ein Leitbild gibt und ob es eingehalten wird, und öffentliche Mittel werden vielleicht nur noch an Unternehmen fließen, die ein Leitbild und eine Evaluation vorweisen können.

Leitbilder reichen über das Selbstverständliche hinaus

Es gibt schon viele Wohnungsunternehmen mit einem Leitbild. Was lesen wir da?

„Wir sind aufgeschlossene kritikoffene Menschen, die ihre Arbeit gemeinsam kompetent und sachkundig ausführen. Verantwortungsbewusst leisten wir unseren Beitrag zum Unternehmenserfolg.“

Das ist ziemlich platt, weil selbstverständlich. Was wäre denn das Gegenteil?

› „Wir sind verschlossene Menschen, die sich nicht gerne kritisieren lassen. Jeder für sich und kaum kompetent leisten wir unsere Arbeit. Verantwortungslos interessiert uns der Unternehmenserfolg wenig, haben wir doch feste Anstellungen und sind gewerkschaftlich organisiert.“

(Forschungen haben ergeben, dass fünf von sechs Mitarbeitern in deutschen Unternehmen sich nicht für dessen Wohl interessieren und ihre Arbeit mehr oder weniger gezwungenermaßen machen.)

„Bei uns steht der Mensch mit seinen Bedürfnissen im Mittelpunkt.“ – auch diesen Satz finden wir öfter im Leitbild. Das Gegenteil würde lauten:

› „Uns interessieren die Bedürfnisse der Menschen nicht im geringsten oder nur wenig.“

„Wir handeln zielorientiert, ergebnisorientiert.“

› „Wir wursteln planlos in den Alltag hinein, egal, was dabei herauskommt.“

„Mit Kreativität und fortschrittlichen Konzepten gestalten wir Zukunft.“

› „Wir sind absolut langweilig und halten uns an die überkommenen Regeln.“

„Wir sichern eine reibungslose und risikolose Abwicklung sämtlicher Förderungs- und Finanztransaktionen.“

› Wäre das nicht so, müssten die Mitarbeiter entlassen werden.

Mit einem Leitbild, die aus einer Ansammlung solcher Platitüden besteht, wird nicht viel zu erreichen sein.

Im Mittelpunkt: das Interesse des Kunden

Wenn man von Kundenorientierung spricht, dann heißt das, von den Interessen des Kunden auszugehen und nicht vom bequemen Wohlgefühl der Mitarbeiter oder dem wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens. Leitbilder wirken zwar nach innen, aber sie sind primär kein Motivationsvehikel. Die Motivation müsste aus dem Erfolg des Unternehmens, also aus der Zufriedenheit der Kunden sich speisen.

Den Kunden interessiert nicht, dass „wirtschaftliches Handeln Voraussetzung für den Unternehmenserfolg“ ist, wie in manchen Leitbildern zu lesen ist. Ob das Produkt preiswert ist, das kann der Kunde selbst sehen beim Vergleich. Ihn interessiert auch nicht, ob die Mitarbeiter faul, fleißig oder kreativ sind. Was den Kunden wirklich interessiert, ist

● dass das Produkt weder ihm noch anderen noch der künftigen Generation Schaden zufügt;

- dass das Produkt nach bestem Wissen des Unternehmens keine versteckten Mängel hat;
 - › Hier kann man anknüpfen an die Indikatoren für eine nachhaltige Entwicklung von Stadt und Wohnen. Es sollte selbstverständlich sein, dass keine schädigenden Materialien beim Bauen oder Renovieren verwendet werden, dass also auch die Handwerker nicht geschädigt werden, dass die Produkte wieder in die Stoffkreisläufe zurückgeführt werden können usw. Schaden wird auch zugefügt, wenn das Produkt keinen hohen technischen Standard hat, wenn also bei der Planung oder Ausschreibung oder der Bauüberwachung geschlampt wurde. Wegen verdeckter Mängeln haben vor allem Käufer zu Recht Sorge.
 - › Die Einhaltung dieses Leitbildartikels setzt voraus, dass die Mitarbeiter ständig einen hohen technischen und wirtschaftlichen Wissensstand haben, dass also Weiterbildung stattfindet.
- dass er und auch die Mitarbeiter des Unternehmens, falls sie Angehörige einer Minderheit sind, nicht diskriminiert werden;
 - › Das ist ein heikler Punkt, weil natürlich niemand zugeben wird, dass es im Alltag viele mehr oder weniger offene Facetten der Diskriminierung gibt. Nach innen nennt man das Mobbing, nach außen hin kann selbst das Wohlwollen diskriminierend wirken, wenn es aus einem Überlegenheitsgefühl kommt.
- dass das Unternehmen nur mit solchen Unternehmen kooperiert, die diese Verpflichtungen ebenso einhalten;
 - › Heute werden unter dem Schlagwort „Wohnen plus“ zahlreiche neue Kooperationen gesucht. Das Unternehmen sollte nur solche Partner wählen, die vergleichbare Leitbilder haben. Verhält sich ein Partner schofel, schlägt das auf das eigene Unternehmen zurück.
- dass er über das angebotene Produkt korrekt informiert wird, die Mitarbeiter also wissen, wovon sie sprechen;
 - › Das Recht auf schnelle, unbürokratische, korrekte, umfassende Information sollte selbstverständlich sein, aber auch das setzt voraus,

dass die Mitarbeiter nicht nur sektoral, sondern übergreifend ausgebildet sind. Auf keinen Fall kann ein Kunde wie ein Bittsteller von Tür zu Tür geschickt werden.

- dass ihm Mitspracherechte eingeräumt werden in Belangen, die ihn unmittelbar betreffen,
 - › Zum Beispiel könnte sich das Unternehmen verpflichten, den Mietern Mitsprache einzuräumen, wenn die Nachbarwohnung neu vermietet wird.
- dass ihm außergerichtliche Rechte garantiert sind, wenn er berechtigte Klage hat;
 - › Wer möchte schon gern sein Recht mit Anwälten einklagen? Dieser Passus in einem Leitbild bedeutet, dass das Unternehmen zum Beispiel mit Hilfe eines Schiedsgerichts von hoher Reputation Streitfragen klären möchte.
- dass die Einhaltung der Selbstverpflichtungen überprüft wird.
 - › Wichtig ist die Evaluation, inwieweit die Selbstverpflichtungen des Leitbilds eingehalten werden. Manche Unternehmen verweisen hier auf die Prüfung ihrer Geschäftstätigkeit durch die Verbände. Doch welche Reputation haben diese anonymen Organe heute? Eindrucksvoller wäre es,

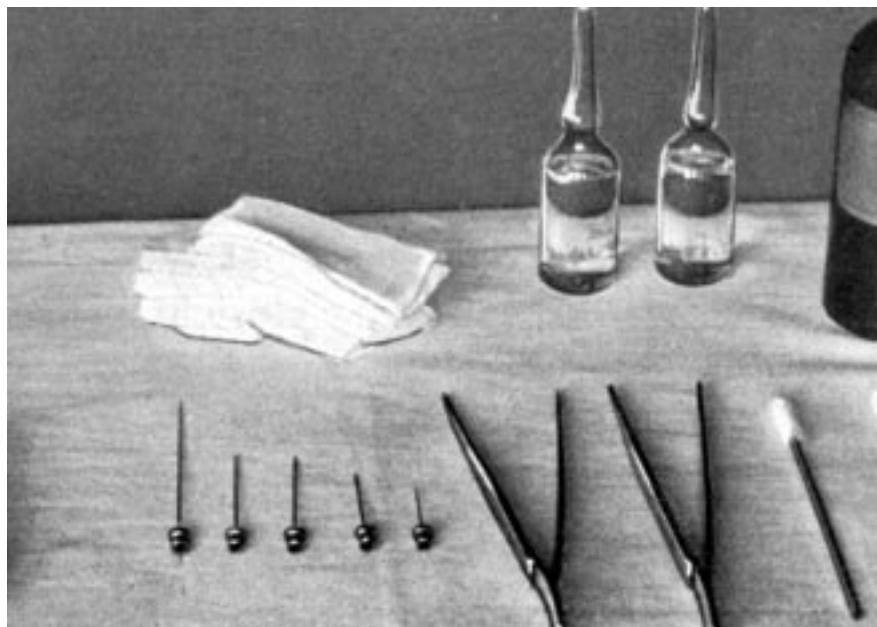
einige Persönlichkeiten, die in der Stadt Ansehen genießen, um eine Prüfung zu bitten.

Noch zwei Punkte:

- Ein selbstgefälliges Leitbild großer und damit leerer Worte oder der selbstverständlichen Kriterien des Wirtschaftens erfüllt seinen Zweck nicht.
- Wenn eine große Lücke zwischen Leitbild und Wirklichkeit besteht, sollte es besser kein Leitbild geben.

Wir sollten gespannt sein, wie die Unternehmen diese Anforderungen im einzelnen in Worte fassen werden. Es bleibt zu hoffen, dass dabei nicht auf Formulierungen anderer Unternehmen oder von Unternehmensberatern zurückgegriffen wird, weil es wichtig ist, das Leitbild zusammen mit den Mitarbeitern zu entwickeln. Denn ein Leitbild muss nach innen und außen hin tragfähig sein. Die Geschäftsführung kann einen Entwurf erstellen und ihn zur Diskussion stellen. Es muss während der Diskussion von jedem einzelnen Mitarbeiter erläutert werden, wie er die einzelnen Anforderungen zu erfüllen gedenkt. Dann hat die Zukunft des Unternehmens schon begonnen.

(Die Wohnungswirtschaft 1/2002)



Dichte

■ Noch zu keiner Zeit in der Geschichte der europäischen Stadt gab es eine so geringe Produktivität pro qm besiedelter Fläche wie heute. Wir leben in Städten und Gemeinden mit geringer Dichte ihrer Gebäude. Die negativen Auswirkungen der geringen Dichte in der Stadt: steigende Mobilität wegen der Distanzen zu Infrastruktur und Arbeitsplätzen, Landverbrauch, sind aus volkswirtschaftlicher und ökologischer Sicht hinlänglich erörtert. Auf diese beiden Aspekte konzentrieren sich die Bemühungen um eine nachhaltige Stadtentwicklung. Es gibt aber noch den Aspekt der sozialen und kulturellen oder intellektuellen Produktivität, der selten thematisiert wird. Welche Folgen hat die geringe Dichte der Stadt?

Die geringe bauliche Dichte unserer Städte und Vorstädte ist weniger ein wirtschaftliches oder ökologisches, sondern ein nachhaltiges soziales und kulturelles Desaster. Für einige der mit der geringen Dichte verbundenen wirtschaftlichen und ökologischen Probleme sind nämlich Lösungen vorstellbar. Mit den Informations- und Kommunikationstechnologien verändern sich die Parameter der Verteilung von Produktion im Raum. Oder wenn regenerative Energiequellen erschlossen werden, wenn also Autos ohne Umweltbelastung fahren können, ist die Mobilität neu zu bewerten.

Gilt das nicht auch für soziale und kulturelle Probleme und Bedürfnisse? Denn selbst für soziale Probleme wie die Versorgung Älterer bieten die neuen Technologien neue Möglichkeiten an, zum Beispiel die Kontrolle ihres Gesundheitszustands. Auch verlagert sich soziales und kulturelles Leben teilweise schon heute in den virtuellen Raum.

Aber wir sehen, dass mit dieser Virtualisierung der Wunsch nach materieller Konkretheit wächst. Es entsteht neue Mobilität. Weite Distanzen werden überwunden. Wer nicht mobil sein kann, gerät in noch größere Einsamkeit. In jedem Fall tritt ein Verlust an Unmittelbarkeit der Kommunikation und des Handelns ein. Es fehlen damit wichtige Voraussetzungen für die Ent-

faltung sozialen und kulturellen Lebens, von dem die Stadt lebt.

Die dichte Stadt ist die urbane Stadt. Mit Urbanität verbinden wir ein bestimmtes Bild von der Stadt. Wir sehen eine vielfältige, vielschichtige, dichte, hochmobile Stadt; eine großformatige und geordnete, aber doch kleinteilig strukturierte Stadt; eine Stadt der Differenz, vielkulturell – die Stadt von Emil und den Detektiven: keine leise Stadt, keine saubere, aber täglich gesäuberte, keine ungefährliche Stadt, aber eine vertraute und Heimat ihrer Bewohner. Tag und Nacht geöffnet. Eine Stadt in ständigem Umbau. Offen für technische Neuerungen. Eine Stadt der Ideen, der Kunst. Der Arbeitsamen und der Müßiggänger. Eine Stadt, wo der einzelne auf sich gestellt ist, und doch trägt sie, die Bürgerstadt, Verantwortung für das Wohl ihrer Bürger. Zigmal ist dieses Bild beschrieben, gemalt, gefilmt, vertont worden. Woody Allen's New York liebt jeder, aber nur im Film. Die wenigsten möchten dort wohnen, wo die Filme spielen. Assoziationen der Großstadt: Kleine enge Wohnungen, laut, wenig Licht, schlechte Luft, kein Ausblick, kein Schutz vor Einblick, nichts Grünes. In Manhattan wohnen etwa 25.000 Einwohner auf einem Quadratkilometer, in New York City etwa 9.400, in Hamburg 2.150, in Kassel 1.800, in Weimar 1.150. Woody Allen in Weimar? Die urbane Stadt ist, wo die Interdependenz zwischen Hoffnung und Angst, Integration und Isolation in der Masse unmittelbar zu spüren ist.

Was ist die Realität in den deutschen Städten? Bauflächen werden ausgewiesen und die Dichte der Stadt nimmt immer mehr ab.

Soziale und kulturelle Dichte ist keine durch die üblichen Planungskennwerte zu definierende Kategorie. Unter sozialer Dichte verstehe ich natürlich nicht ein möglichst engmaschiges Netz sozialer Dienstleistungen. Das könnte auch bei geringer Dichte mit entsprechender Logistik bereitgestellt werden. Auch in Australien gibt es ein dichtes Netz der ärztlichen Versorgung, aber die Ärzte kommen mit dem Flugzeug. Ebenso verstehe ich unter kultureller Dichte nicht eine

irgendgeartete Angebotsmenge an Bibliotheken, Museen, Theatern usw. Ein vielbesuchtes Musicaltheater etwa ist kein Zeichen kultureller Dichte des Stadtteils, in dem es steht.

Als Definition und Messgröße möchte ich vielmehr einführen: das Maß an Unmittelbarkeit der Beziehungen und an Unmittelbarkeit der Präsenz des Anderen, Neuen oder Fremden im Alltag.

So gesehen gibt es Stadtteile hoher räumlicher, aber sehr geringer kultureller oder sozialer Dichte. Soziale und kulturelle Dichte können nicht ausschließlich mit bestimmten Bauformen in eine Analogie gesetzt werden. Es kommt oft weniger auf die Bauform an, als vielmehr darauf, wie die Menschen sich darin zurechtfinden. Da die meisten Menschen danach streben, sich an dem Ort, an den sie ihre Geschichte hingeführt hat, einigermaßen gut einzurichten, entsteht soziale und kulturelle Dichte auch an Orten, die vom bloßen Anschein her dafür ganz und gar ungeeignet sind. Man kann nicht jeder ostdeutschen Plattenbausiedlung eine bestimmte soziale und selbst kulturelle Qualität nicht absprechen. Diese Stadtteile oder Wohnviertel gewinnen ihren wirtschaftlichen Wert erst und vor allem durch das Bemühen des einzelnen, nach seinen Möglichkeiten gut leben zu wollen. Das ist ein Glück für die Eigentümer, Stadtplaner und Architekten, die diese Wohnprojekte gebaut haben. Erst wenn die Menschen so weit herabgesunken sind, dass ihnen ihr eigenes Leben nicht mehr wertvoll ist oder wenn ihnen jeder Ausweg genommen scheint, geht es bergab mit einem Wohngebiet, wenn hier viele dieser Menschen leben müssen. Dann kehrt sich die soziale Dichte ins Negative um, in Angst, Gewalt, Gleichgültigkeit.

Zwei Voraussetzungen für soziale und kulturelle Dichte sind zu nennen

Erstens, Wandel muss möglich sein. Das heißt, dass Orte, die sich nicht verändern, wo Gebäude und Nutzungen immer dieselben bleiben, sozial und kulturell erstarren, keine geschichtlichen Orte werden können.



Das ist das große Problem so vieler Großsiedlungen.

Zweitens: Dort, wo man wohnt, muss man aus freien Stücken wohnen. Das heißt, dass die Menschen mindestens eine reale Alternative haben müssen, auch woanders wohnen zu können, ohne sich damit zu verschlechtern.

Nach dieser Verständigung über die Kategorie soziale und kulturelle Dichte: weshalb ist sie so wichtig?

Sozialisation

Von einer gelungenen Sozialisation der Kinder kann man sprechen, wenn sie die Regeln des zivilen Umgangs mit dem Anderen gelernt haben, anderen Kindern und Erwachsenen. Dazu müssen diese im Alltag aber unmittelbar anwesend sein. Aus diesem Grund habe ich mich immer gegen die sogenannten autofreien Siedlungen ausgesprochen, die ein Problem – Belästigung und Gefahr – lösen sollen, indem sie die daran Beteiligten trennen, indem also eine soziale „Entdichtung“ erfolgt, statt Regeln zur Wahrung der Rechte des anderen einzuführen – informelle und formelle. Wenn sich ein Autofahrer nicht an die Regel hält, sein Auto nicht auf dem Bürgersteig, wo sich die Kinder aufhalten, zu parkieren, muss er gewiss sein, eine spürbare Strafe zu erhalten. Wohnsiedlungen ohne soziale Dichte sind die nach einem bestimmten sozialpolitischen Programm gebauten. Je zielgenauer dieses eingehalten wird, desto geringer ist die soziale und kulturelle Dichte. Die Unmittelbarkeit von Erfahrun-

gen fehlt. Sie ist den Kindern zum Beispiel auch verwehrt, wenn in ihrer Nachbarschaft nur junge Familien mit dem mehr oder weniger gleichen Lebensrhythmus wohnen. Da mag es viele Gemeinsamkeiten, Schutz, Sicherheit, Nachbarschaftshilfe geben, aber zu wenig Differenz. Es sind das Orte, wo das Gelingen der Sozialisation den Ausbruch geradezu verlangt. Es mag sein, dass dieser irgendwann im späteren Leben schmerzhaft erfolgt.

Einerseits wird Klage geführt, dass die Gesellschaft zerfalle. Andererseits tun wir bei der Stadt- und Wohnbauplanung alles, damit es dazu kommt, indem wir bemüht sind, die Konfliktdichte der Stadt zu verringern. Aber Gesellschaften integrieren nicht durch Harmonie, sondern im Umgang mit Konflikten.

Innovation

Können wir es uns leisten, dass die überwiegenden Flächen in den Städten riesige Innovationsbrachen sind? Innovationen benötigen eine gewisse soziale und kulturelle Dichte. Bei den sogenannten Kompetenzzentren wird das berücksichtigt. Hier aber entsteht nur eine bestimmte und begrenzte Art der Innovation durch die Wissensarbeiter. Weiterreichende Kreativität sucht entweder den einsamen Raum, wie ihn zum Beispiel Thomas Bernhard mit seinen Bauernhöfen hatte, oder den sozial und kulturell dichten, einen „Woody Allen-Raum“. Wenn wir aus diesem Blickwinkel die meisten unserer Wohnsiedlungen betrachten,

dann könnte man den Schluss ziehen, dass den Menschen, die hier leben, Innovation und Kreativität nicht zuge-
traut wird, weil sie nicht gebildet und nur beschränkt ausgebildet sind.

Virtuelle soziale Dichte

Wenn erst alle Haushalte am Netz sind, besteht die Voraussetzung für eine größtmögliche virtuelle soziale und kulturelle Dichte. Mit dem Internet kehrt sogar die Häuslichkeit zurück. Zu Hause am PC erschließt sich die Welt in ihrer Vielfalt. Im Chatroom werden neue Bekanntschaften geschlossen. Neugierig geworden treffen sich viele Chatter tatsächlich, aber an neutralem Ort. Hieraus werden sicherlich neue soziale Beziehungsformen entstehen, von denen wir aber nicht annehmen sollten, dass sie den Wunsch nach den unmittelbaren alltäglichen ersetzen werden.

Präsenz von Geschichte

Unsere Literatur ist reich an Erzählungen über die Suche nach der eigenen Geschichte. Natürlich sind es die, die in Exil gehen mussten, die es zurücktreibt an die Orte der Kindheit. Den Wunsch zurückzukehren, zu sehen, was daraus geworden ist, wo man einmal gelebt hat, die alten Erinnerungsspuren des Gedächtnisses am wirklichen Ort aufzufrischen, verspüren die meisten Menschen einmal. Aber Orte ohne soziale und kulturelle Dichte, die sie ständig umwandelt, anpasst an Neues, sind heruntergekommene Orte oder – noch schlimmer – Orte ohne Geschichte. Kulturelle Dichte heißt, dass sich das Leben in viele Details einprägen durfte, dass Arbeit in die Dinge hineingeflossen ist. Eine solche kulturelle Dichte finden wir natürlich nicht nur in der Stadt, sondern an jedem Ort, an dem Menschen Jahrzehnte und Jahrhunderte gearbeitet haben, Steine aufgeschichtet, Bäume gepflanzt, Mauern gezogen, erweitert, abgerissen usw. Aber in dem, was wir den Menschen heute als Wohnorte planen, haben sie wenig Möglichkeiten, Arbeit zu materialisieren. Da ist dann auch nichts wiederzufinden. Die Wohnscheibe wird dastehen wie eh und je, säuberlich instandgehalten oder heruntergekommen, beides irgend befremdend. Ordnungssinn und „gute Verwaltung“ führen zu sozial und kulturell „entdichteten“ Orten, historisch unbrauchbaren.



Stadt und Natur

Die geringe Dichte unserer Städte ist auch Folge des Paradigmas: Natur in die Stadt! Grünraumvernetzung ist ein Schlagwort. Grünzüge die Lösung. Es ist das eine gegen soziale und kulturelle Dichte ausgerichtete grüne Ideologie. Längst geht es nicht mehr um Licht, Luft, Sonne, sondern es handelt sich um eine antiurbane, ja antibürgerliche Haltung. In ostdeutschen Städten sehen die Planer einzigartige Chancen für diese Grün-Planungsvorstellungen wegen des Schwunds der Einwohnerzahlen. Jedoch, in der Stadt sollen sich die Menschen begegnen. Die Pflanzen und die Tiere kommen, wie wir überall beobachten können, von selbst. Dabei sind die Städte in Deutschland sehr grün, wenn wir die öffentlichen und privaten grünen Flächen zusammenlegen.

Der Ort der sozialen und kulturellen Dichte ist der öffentliche Raum in der Stadt, und überall, wo er ausgeweitet wird, zum Beispiel durch Grünzüge, sinkt die Dichte und es entsteht Niemandsland. Zugleich erfolgt eine Entwertung des kultivierten Naturraums um die Städte herum, wenn der Unterschied zu den Stadträumen nicht mehr erkennbar ist.

Ein Fazit

Es gibt also gute Gründe, die Städte dichter zu bebauen, was nicht bloß irgendwie baulich dichter bedeutet, sondern strukturell dichter derart, dass sich Unmittelbarkeit einfindet.

Gegenüber dieser Art von Dichte oder auch Urbanität bestehen verschiedene Vorbehalte.

Einer wird von den Wohnungsunternehmen oder Sozialplanern vorgebracht. Es wird gefordert, Dichte müsse „sozialverträglich“ sein. Was verstehen wir darunter? Ist etwa gefragt, von welcher baulichen Dichte an die Verhaltensweisen der Menschen gewissermaßen kippen in Aggression oder Kriminalität? Wird unter Sozialverträglichkeit von Dichte vielleicht eine anthropologische Kategorie verstanden, nämlich ein Schwellenwert jenseits dessen der Mensch seinen Nächsten nicht mehr ertragen kann – das Wohngebiet ein Käfig? Wer eigentlich stellt die Frage nach der Sozialverträglichkeit von Dichte? An welchen Personenkreis denken wir, wenn von Sozialverträglichkeit die Rede ist? Sicherlich nicht an die Wohlhabenden im dicht bebauten Gründerzeitquartier. Vielmehr beziehen wir diese Fragestellung auf jene Quartiere, auf die seit jeher sozial-steuernd Einfluss genommen worden ist, die anders gar nicht entstanden wären. Wenn in den letzten Jahren von Nachverdichtung die Rede war, dann dachte man nicht an Wohngebiete, deren bauliche Dichte sich durch marktliche Prozesse veränderte, sondern an die öffentlich geförderten Wohnsiedlungen. Nur hier stellt sich die Frage nach der sogenannten Sozialverträglichkeit.

Ein anderer Vorbehalt kommt von den Anbietern und Nachfragern des Familienwohnens, des klassischen

Reihenhauses. Hinter der durchaus verstehbaren Sehnsucht nach eigener Erde, sei sie auch noch so schmal, steckt aber vielleicht mehr als die uns bekannten Wünsche nach Eigentum mit seinen Vorteilen. Vielleicht handelt es sich auch um eine Ablehnung von sozialer und kultureller Dichte im hier definierten Sinne – oder sogar um Angst davor. Denn wir sind es heute gewohnt, rundum versichert und versorgt zu sein, beim Reisen – auch da ist kaum soziale und kulturelle Dichte im Urlaubsland gewünscht –, in der Freizeit, beim Wohnen.

Vorbehalt kommt auch von der aufgeklärten oberen Mittelschicht. Ihre liberale Haltung gegenüber dem Anderen ist die eine Seite – man zeigt sich offen –, in Wirklichkeit aber trachtet man, unter sich zu bleiben. So entstehen außerhalb der urbanisierten Stadt suburbanisierte Siedlungen geringer Dichte.

So ist die geringe bauliche Dichte auch eine Folge des Wunsches nach geringer sozialer und kultureller Dichte.

Die geringe Dichte der Städte ist Zeichen einer Gesellschaftsentwicklung, wie sie in dem Buch *América* von T. Coraghessan Boyle beschrieben wird, nämlich zu einer heute als Zitatellengesellschaft bezeichneten. Die USA zeigen den Weg. Ein wirtschaftliches Problem besteht wegen der geringen Dichte offenbar nicht. Die ökologischen zählen in den USA wenig. Aber: Die sozialen Gruppen mauern sich ein oder werden eingemauert. Soziale Dienste und Sicherheit werden eingekauft oder in kleinen überschaubaren kommunitären Netzwerken organisiert. Distanzen werden mit dem Auto überwunden. In den nolens volens zu durchquerenden no-go-areas wird die Türverriegelung eingeschaltet. In Europa undenkbar? Was ist mit Marseille, Paris, Berlin? Das Gegenmodell bleibt die Bürgerstadt, eine räumlich, sozial und kulturell dichte Stadt.

(Die Wohnungswirtschaft 7/2001)

Der Straßenkehrer, der Urbanist

■ Im Bayerischen Fernsehen gibt es eine aus dem Gewohnten herausragende Serie. Sie lautet: **Lebenslinien**.

Es wird über Menschen erzählt, deren Leben sich nicht in die gängigen Muster einordnen lässt, die aber eines gemeinsam haben: sie finden eine große Zufriedenheit in der professionellen Ausübung ihres Berufs, mag er nach den gängigen Kriterien des Erfolgs auch noch so bedeutungslos erscheinen, ja sogar völlig jeder Reputation entbehren, sogar niedrig eingeschätzt werden. Durch ihre Liebe zum Beruf, finden sie eine beglückende Tiefe. Das ist auch die Botschaft der Sendung. Ich habe schon einen Schmied gesehen, der als einziger auf der Welt ein bestimmtes Schmiedeverfahren für Glocken entwickelt hat, was ihn aus seinem entlegenen bayerischen Dorf bis nach Japan geführt hat. Er ist aber nur ein einfacher Handwerker. Einen Klavierbauer habe ich gesehen, der alte Instrumente kopiert und dabei die früheren Herstellungsmethoden anwendet, statt moderne Handwerkszeuge und Materialien zu verwenden. Auch er lebt in einem kleinen Ort, gibt dort Werkstattkonzerte, und immer mehr Menschen kommen zu ihm, dem Handwerker. Weil er langsam arbeitet und nicht expandiert, kann er nur wenige Instrumente im Jahr bauen, von denen aber eins schöner ist als das andere und von dem Original in Klang und Aussehen nicht zu unterscheiden. Eine andere Sendung stellte zwei alte Frauen vor, schon so alt, dass man ihr Alter nicht mehr erraten konnte, die ganz alleine ein Sägewerk betreiben in der zigsten Generation. Auch zu ihnen kommen die Kunden, weil die von ihnen gesägten Blätter irgend anders sind.

Alle, deren Lebenslinien gezeigt werden, tun etwas scheinbar Einfaches, Gleichbleibendes mit Leidenschaft und Professionalität. Keiner vereinsamt. Viele Menschen kommen, weil sie die Besonderheit schätzen.

Jüngst wurde über einen Münchner Straßenkehrer berichtet, einen noch jungen, vielleicht dreißigjährigen Mann. Was könnte ein Straßenkehrer Professionelles zu bieten haben?

Ich möchte berichten, wie ich diese Lebenslinie gesehen habe.

Er kehrt die Straßen Münchens tagaus tagein. Ein Lebensunterhalt. So sehen wir das, weil wir in dieser Tätigkeit eine niedere sehen. Vom Lohn her ist sie das auch.

Wenn ich Straßenkehrer sehe, möchte ich wegsehen, um nicht mit anzusehen, wie Menschen anderer Menschen Schmutz wegfegen müssen. Sie kehren oft sehr früh am Tag, damit sie uns Geschäftigen nicht in die Quere kommen mit ihren Besen, Stangen und Wagen. Damit die Stadt rein ist, wenn wir kommen. Am liebsten sähe ich es, wenn es nur noch jene modernen Kehrmaschinen gäbe, die der Fahrer bequem sitzend mit einem Sticker mühelos steuern kann, wenn die Städter schon meinen, tonnenweise Abfall einfach liegenlassen zu dürfen. Als einen Liberalen stört mich sehr, dass meistens Migranten unsere Straßen fegen. Jedenfalls bei uns in Deutschland. In Wien, habe ich gehört, gibt es noch jene traditionsbewussten einheimischen Herren in ihrer orangefarbenen Pracht, die es nicht gerne sehen, wenn Migranten in diese pensions- und sozialwohnungsberechtigte Domaine eindringen.

Aber der Münchner Straßenkehrer, ein echter Münchner, kehrt mit Leidenschaft und großer Präzision. Er kehrt, das ist klar, um seinen Unterhalt zu verdienen, aber vielleicht hätte er auch andere Möglichkeiten. Doch er kehrt auch, weil er die Straßen der Stadt liebt. Er fegt hochprofessionell. Kennt die Geräte: die Arten und Qualitäten der Besen, ihre Lebensdauer. Bürsten aus natürlichen und aus Kunststoffen. Die kleinen metallenen Schaufeln an den langen Holzstilen für den kräftesparenden Hebelchwung. Die kleinen metallenen Kratzer an den kürzeren Stilen zum kräftigen Wegschaben der Kaugummis und anderem Klebrigen Unrat. Die Eimer auf leisen Gummirädern. Die zwischen Gestell und Ring einzuhängenden Plastikbeutel. Die Berufskleidung für Sonne, Regen, Wind, Schnee. Die Gefahren des Verkehrs. Der Zustand der Straße: trockene Straßen, staubige, feuchte,

schmierige, glatte, gepflasterte, Fugen und Risse, Kanten unterschiedlicher Art. Und erst das weite Universum des Abfallmaterials: Papier, Plastik, Laub, Stummel, Schalen, Blech, Glas, Humus, Hundekot. Becher. Büchsen mit Bier verschiedener Brauereien, Wasser, Cola. Fahrkarten, die *FAZ*, der *Münchner Merkur*, die *Süddeutsche*, eine Seite von *Die Zeit*, respektlos die *Bildzeitung* daneben. Flaschen. Grüne Blätter, Blüten, Insekten, im Herbst Kastanien, im Frühjahr Platanenrinden. Das Weggeworfene und Heruntergefallene, das Gestorbene wie es sich unterschiedlich festsetzt in den Ecken, Nischen, Ritzen der Straßen der Stadt.

Der Münchner Straßenkehrer ist ein wahrer Urbanist

Er reist. Kennt viele europäische Städte. Aber Paris mit seiner Menschenvielfalt ist sein Ziel gewesen. Vor allem – er ist ein Straßenkehrer! – weil alle Pariser den ganzen Tag auf der Straße sind, sie benutzen und beleben, wie es uns, die wir mehr in den Häusern sitzen, scheint. Hier mittendrin in diesem bunten Leben kehren! Diese Stadt mit ihren vielen Geräuschen und Gerüchen sauber machen. Hier inmitten sein. Das wär's!

Er kam auf die Idee, mit einem Kollegen in Paris für eine gewisse Zeit einen Jobtausch vorzunehmen. Er sagt: was man will, klappt. Diese einfache Formel muss die Münchner und Pariser Bürokraten so in Erstaunen versetzt haben, dass sie dem Straßenkehrertausch zustimmten. Die Hindernisse können wir uns gut vorstellen: Versicherungen, Arbeitsschutz usw. Der Film zeigt, wie er die Reisetasche schulterte, den Zug bestieg, ankam, ein Taxi nahm, in die Wohnung des Tauschkollegen zog, die ziemlich klein und ärmlich war – Paris eben. Französisch spricht er nicht.

Jetzt kehrt er eine Zeitlang die Straßen von Paris tagaus tagein. Er wird, sagt er, beim Kehren Teil der Stadt. Sie nimmt ihn auf, indem er ihr seine ganze Aufmerksamkeit und Professionalität widmet. Er sieht, prüft jede Ecke, jeden Vorsprung, jede Mulde, jeden Stein, jeden Deckel über den



unendlichen Kanälen und Leitungen, jeden Bordstein. Das Material der Straßen, seine Struktur, das Alter, die Spuren der Benutzung. Er erahnt die Geschichte und die Geschichten, die hier eingewoben sind.

Touristen sehen gar nichts von der Stadt, sagt er. Man müsse der Stadt schon etwas Zeit geben. In Paris fahren die Touristen auf der Seine nachts mit Schiffen, die mit starken Lichtkegeln die Mauern der Stadt bestreichen. Eine gewaltige Kulisse taucht auf, entsteht, taucht wieder weg, eine Bühne, Phantasieland. Das sei nicht Paris.

Die Straßenkehrer von Paris benutzen Plastikbesen mit langen biegsamen Borsten, grün wie ihre Uniformen. Für das weiche Plastik gibt es einen Grund. Morgens wird Wasser durch die Straßen gespült, und die Straßenkehrer fegen den Schmutz mit dem Wasser hinweg. Das würde der Münchner Besen aus Weiden nicht lange aushalten. Man erfährt, dass ein Straßenkehrer in München bis zu zwei Besen am Tag verbrauchen kann. Das konnte ich kaum glauben. Die Plastikbesen halten länger. Sie sind biegsamer. Sie machen andere Geräusche als die Münchner Besen aus Reisig. Aber die Eimer sind in Paris unpraktisch und verbesserungsbedürftig.

Er „erkehrt“ sich die Stadt bis in ihre kleinsten Falten. Viele gibt es in der alten, immer wieder ausbesserten und geflickten Stadt davon. Wie sich die öffentliche Straße an einer Naht, der entlang er kehrt, mit den privaten Gebäuden verbindet. Er trägt die grüne Uniform der Pariser Straßenkehrer.

Sieht aus wie einer von ihnen. Mittags im Bistro isst er mit den Kollegen. Mühsame Gespräche. Kein universelles Englisch. Aber mittendrin im Alltag der lebendigen Stadt.

In der Hosentasche hat er eine kleine Kamera

Er bleibt stehen und fotografiert die Ecken, Erker, Mulden, Falten, Ritzen. Die Menschen, Fahrräder, Autos. Nur schwarz-weiß. Er will, sagt er, so fotografieren, dass nicht zu erkennen ist, in welchem Jahrzehnt das Foto gemacht wurde. Das ist, wie zu sehen ist, gar nicht so schwierig. Ein armer Mensch sieht heute tatsächlich nicht anders aus als ein armer Mensch vor fünfzig Jahren. Er sitzt genauso da. Ein Beschäftigter sieht heute so beschäftigt aus wie früher.

Als Straßenkehrer hat der Photograph viel Zeit, besser gesagt, eine andere, langsamere Zeit. Denn man kehrt sorgfältig in Paris. Das sieht aus wie sehr langsam. Die Geschwindigkeit der Straßenkehrer ist geringer als die der geschäftigen Menschen, was aber nicht heißt, dass die Straßenkehrer nicht effizient wären. Was die Geschäftigen und scheinbar Schnelleren in ihrer Eile fallenlassen, kehren die Straßenkehrer in großer Ruhe und Gelassenheit zu kleinen Haufen, schieben diese in die kleinen Schaufeln an den langen Stilen, heben diese in einem leichten Schwung die Hebelwirkung geschickt nutzend nach oben, drehen sie elegant um 180 Grad, so dass der Inhalt in den auf dem mitgeführten

Wägelchen montierten Plastiksack fallen kann. Einer schiebt das Wägelchen, einer kehrt. So scheint es, als beruhigten sie die hektische betriebssame Stadt.

Seine Fotos versetzen in Erstaunen.

Ein österreichischer Profifotograf hat – wie wurde nicht gesagt – ihn entdeckt, hat dem Straßenkehrer einige Unterrichtsstunden erteilt. Belichtung, Blende usw. Der Fotograf möchte die Fotos seines straßenkehrenden Kollegen ausstellen.

Der Straßenkehrer möchte aber Straßenkehrer bleiben, selbst wenn er als Fotograf reüssieren sollte. Darf das geglaubt werden? Hat er keine Träume wie jeder Mensch?

Sein Traum ist: ein Jahr in Brooklyn kehren. Ein neues urbanes Universum des Straßenabfalls. Amerikanischer Abfall. Neue Geschichten in den Straßen. Er wird sich den Traum erfüllen. Daran lässt er keinen Zweifel.

Er sagt, er blicke nie zurück und nie nach vorn. Trauere nicht Vergangenen, Versäumtem nach, erwarte nichts von der Zukunft. Er spricht einen herzhaften Münchner Dialekt. Deshalb klingt das Ungewöhnliche so schlicht. Man möchte ihn, den wahren Urbanisten, einen einfachen Menschen nennen seiner einfachen Sprache und seiner nur wenige Worte benötigenden Philosophie wegen: Ihn interessiere nur der Augenblick, sagt er, deshalb sei das Kehren, von dem er ja leben könne, auch kein Problem, wie mancher annehmen möchte, weil er ja nirgends hinkommen wolle außer nach Brooklyn. Aber es ist das nicht Einfachheit, sondern Professionalität, die so vielen Beschäftigten abhanden gekommen ist.

(Die Wohnungswirtschaft 10/2001)

Der Geruch der Stadt

■ Von Napoleon wissen wir, dass er von sich sagte, er würde mit verbundenen Augen seinen Geburtsort am Wohlgeruch wiedererkennen. Urlauber beschreiben häufig den Geruch einer Stadt, vor allem, wenn sie am Meer liegt und sie immer wieder zu neuem Besuch verlockt. Oder die orientalischen Märkte. Es ist ihr Geruch, der betört und die Phantasie beflügelt. Das erste, was über einen sommerlichen Besuch in Genua, Neapel, Palermo berichtet wird, ist oft ihr eindringlicher Geruch. Er bleibt im Gedächtnis haften.

Jede Stadt hat ihr eigenes Flair. Eines gehört mit zur Eigenschaft einer Stadt: ihr Geruch. Damit möchte ich ein weiteres von uns Planern und Architekten vernachlässigtes Thema aufgreifen.

Wenn wir Riechen mit Stadt assoziieren, kommt meist Geruchsbelästigung statt Wohlgeruch heraus. So wenig, wie wir als Gestalter von Stadt uns Gedanken machen über den Sound der Stadt, ihren Wohlklang, so wenig interessiert uns, wie wir Wohlgerüche in die Stadt bringen können. Nur in der Literatur wird hin und wieder der merkwürdige Geruch, der über der Stadt liegt, geschildert. Einen Song mit dem Titel „Der Geruch der Stadt“ habe ich gefunden. Andere Branchen misachten das Riechorgan nicht. Sauber und ökologisch waschen heute alle Waschmittel, aber ihr Geruch unterscheidet sie. Und erst die Parfums, Gels, Deos. Unsummen werden ausgegeben, um gut zu riechen. Duftstoffforscher behaupten, die Geruchsstoffe, die wir Menschen absondern, seien entscheidende Faktoren bei der Partnerwahl. Erotik und Duft sind untrennbar. Alle Gerüche scheint die Chemie heute herstellen zu können. Aufregende, betörende, beruhigende, Sauberkeit assoziierende, vor allem immer wieder neue. Im Angebot: Duftkerzen, Aromen, Duftkissen, Duftöle für bessere Raumluft.

Georg Simmel schreibt über den soziologischen Aspekt des Riechens: „Dass wir die Atmosphäre jemandes riechen, ist die intimste Wahrnehmung seiner, er dringt sozusagen in luftförmiger Gestalt in unser Innerstes ein,

und es liegt auf der Hand, dass bei gesteigerter Reizbarkeit gegen Geruchseindrücke überhaupt dies zu einer Auswahl und einem Distanznehmen führen muss, das gewissermaßen eine der sinnlichen Grundlagen für die soziologische Reserve des modernen Individuums bildet“. Was Simmel für den einzelnen sagt, könnte auch für das „Individuum Stadt“ gelten.

In der Kolumne über den Sound (s.S. 25) habe ich versucht, das Hören als eine Erkundungsmethode der Stadt nahezubringen und über diesen Umweg Stadt selbst. Jede Stadt, jeder Stadtteil hat einen eigenen Klang im Wechsel von Tag und Nacht, von Jahreszeit zu Jahreszeit, je nach Witterung. Wer zuzuhören versteht, erhält ein komplexes Bild der Stadt. Das ist beim Riechen ähnlich. Wenn ein Gewitterregen niedergegangen ist, riecht die Stadt angenehm. Schon wenn der Wind den Staub aufwirbelt und die Atmosphäre elektrisch sich auflädt, aktiviert unser Geruchssinn Gefühle. Wenn wir mit geschlossenen Augen durch die Innenstadt gehen würden, so könnten wir doch sagen, wo wir uns befinden, weil jeder Laden, jede Passage einen eigenen Geruch ausströmt. Unzählige kleine Reize aller unserer Sinne, die Stadt beinhaltet dies alles, die architektonische Gestaltung, der Geruch, der Geräuschpegel, die Menschen, und aus der Summe der Einzelinformationen konfiguriert sich die jeweils unverwechselbare Stadt.

In den Büchern über Stadtplanung ist das Thema Geruch in der Stadt nicht zu finden. Möglicherweise ist der Duft kein öffentlich interessierendes Thema? Ist Riechen – im doppelten Wortsinn als mit der Nase riechen und gut oder schlecht riechen – vielleicht derart privat, intim und persönlich, dass wir besser nicht darüber sprechen? Nur über die Luft, die wir einatmen, wird viel gesprochen. Jeder hat sicher schon die Erfahrung gemacht, dass wir tief einatmen, wenn die Luft frisch und gut riecht, und flach, wenn der Geruch zur Vorsicht mahnt. In Umweltberichten der Städte erfahren wir viel über die Zusammensetzung der Luft, über Schadstoffgehalt und Reinheit.

Der Geruch des Urbanen

Was die Städte bis zu den Reformanstrengungen im 19. Jahrhundert an Gestank in sich hatten, vermögen wir uns heute gar nicht mehr vorzustellen. Überall stinkender Abfall und Kot, die Abwässer flossen in Rinnen offen durch die Straßen, besonders in den Flüssen. Heute heißt es nur noch von einigen Städten wie Bangkok, dass Verschmutzung, Verkehr, Lärm und Geruch einen fast erschlagen.

Wir leben heute glücklicherweise in sauberen Städten, ein Verdienst des Bürgertums. Schon im 19. Jahrhundert wurden die Straßen gepflastert und die städtische Reinigung eingeführt. „Öffentliche Bedürfnisanstalten“ wurden gebaut. Der Luftaustausch wurde durch den Abbruch von Stadtmauern verbessert. An ihrer Stelle entstanden Grünanlagen. Ein unterirdisches Kanalnetz wurde angelegt.

Die moderne europäische Stadt sollte eine Stadt ohne üble Gerüche sein. Besonders stinkende Betriebe wurden verlagert, Fabriken erhielten höhere Schloten. Mülldeponien wurden vor der Stadt erreicht, später umweltfreundliche Müllverbrennungsanlagen gebaut. Neue Technologien verbesserten die Stadtluft, besonders die Elektrizität, neue Heizungssysteme und Brennstoffe. Die Technologie brachte mit den Autos wiederum neuen Gestank in die Stadt, und sorgt mit neuen Erfindungen dafür, dass er wieder verschwindet. Der Geruchssinn des Städters orientiert sich um. Er sensibilisiert sich auf neue Gerüche. An neuralgischen Punkten der Stadt werden „elektronische Nasen“ installiert. Kein Springbrunnen ist ohne Chlor. Wir verlassen uns darauf, dass sich in der Luft keine gesundheitsschädlichen Substanzen befinden. Von unseren deutschen Städten kann man sagen: im Vergleich zu früheren Perioden der Urbanisierung und zu anderen Städten auch in Europa stinken sie eigentlich nicht mehr.

Aber es verschwanden auch die angenehmen Düfte der Natur aus der Stadt, die die vielen Gärten und unbebauten Areale ausströmten. Jetzt gibt es nur noch Reservate. Man nennt sie

Biotope und hält sie in Katalogen fest, so selten sind sie. Kein Wunder, dass man am Wochenende eine „Luftveränderung“ braucht.

Aber der Abwehrkampf gegen den Geruch bleibt bestehen. Der urbane Mensch ist immer wieder von ständigem Lärm und von permanentem Geruch umgeben. Nur wird der Geruch heute wegen der Veränderung der Sensibilität kaum oder anders wahrgenommen und er verteilt sich unterschiedlich in der Stadt. Die Städte reagieren auf mancherlei Weise. Zum Beispiel werden in einigen Stadtteilen in Heidelberg Bürgergespräche über Geruchsemissionen aus Kompost- und Klärwerken geführt, um Wege zur Geruchseseitigung zu erörtern. Die Stadt München hat einen Geruchs atlas. So kann man eingreifen, bevor Gefahr und Geruch entsteht. In Umweltberichten werden die von Kraftfahrzeugen ermittelten Abgase und der damit verbundene markante Geruch in der Stadt beschrieben. Doch eine Stadt ohne Geruch sollte es auch nicht geben. Es ist zweifellos gut, wenn manche Gerüche aus der Stadt verschwinden. Aber was wäre zum Beispiel Edinburgh, wenn der typische süßliche Geruch über der Stadt von dem Bier, das dort gebraut wird, verschwände?

Städte des Südens riechen oder stinken mehr und anders als die des Nordens, im Sommer mehr als im Winter. Im Norden riecht das Meer, die Brise vom Meer, der Fischmarkt, fischig, brackig, salzig – kein Vergleich zu einer Stadt des Südens, wo es heftig stinkt, gar Venedig mit seinen Kanälen im Sommer. Der Geruch ist verbunden mit Temperatur und Luftzug. Heute achten wir darauf, dass die Städte Frischluftschneisen bekommen, was sicher der Gesundheit zuträglich ist, aber auch die guten Düfte vertreibt. Wärme verstärkt die Gerüche, Wind transportiert sie.

Wer einmal in einem heißen Sommer in New York war, weiß, was eine stinkende Stadt ist. Tag und Nacht produziert diese Stadt Gestank. Er dringt aus allen Gullys, Schächten, Abgängen, Klappen, Röhren und vermischt sich bis ein Wind neue frische Luft bringt.

Autos und alte Heizungen in den Häusern richten noch immer den größten Gestank in den Städten an. Unser Geruchssinn lässt uns die Gefahr erkennen, die beim Einatmen der Luft

droht. Wer eine Stadt in der DDR im Winter bei Niedrigdruckwetter erlebt hat, wenn die Abgase der Braunkohle sich schwer über alles legten und in jede Ritze der Stadt eindringen, konnte daran die ganze Misere dieser Staatswirtschaft aufzeigen. Vielleicht auch am schlechten Geruch der Städte ist die DDR zerbrochen.

Viele Gerüche der großen Stadt sind lästig, aber die geruchslose Stadt ist auch langweilig. Die urbane Stadt riecht ziemlich heftig, und nicht immer nur gut. Der allgegenwärtige Verkehr stinkt „atemberaubend“. Kinderwägen in Abgaswolkenhöhe. Deshalb „verkehrsarme“ Zentren? Geruch ist auch ein Stimulator der Angst. Tiefgaragen oder Unterführungen riechen beängstigend.

Guter und schlechter Geruch gehören in gewisser Weise zusammen. Ein gutes Restaurant kann zur Straße hin hervorragend riechen, und im Hinterhof ist übelster Gestank. Schlechten Geruch wollen wir vermeiden. Wir sprechen von „Geruchsbelästigung“. Man kann sogar Prozesse führen.

Der Wandel der Stadt ist auch im Wandel ihrer Gerüche angezeigt. Heute riechen wir nicht mehr, wie die Dinge, die wir verbrauchen, produziert werden. Der Mittelstand – die kleinen Molkereien, die Wäscherei, Büglerei, Schreinerei – ist aus den Städten verschwunden. Schmutziges, Verbrauchtes wird hinausgeschafft, Sauberes, Gutriechendes hinein. Der Umarbeitungsprozess findet draußen im Großen statt. Man könnte schon von einem Verlust sprechen, besonders für die Kinder, wenn sie bestimmte Gerüche nicht kennenlernen. Sehr komplexe Szenerien können über Geruch nämlich wieder aufgerufen werden. Erinnerungen. Geruch weckt vielleicht eindringlichere Erinnerungen als ein Klang oder ein Bild, möglicherweise weil der Geruch eingeatmet wird.

Ab und zu gibt es eine Kirmes. Dann ziehen Kindheitsdüfte in die Stadt: gebratene Mandeln, süßriechende Zuckerwatte. Da schönste am Weihnachtsmarkt ist vielleicht sein Duft. Spezifische Düfte, die uns intuitiv zeigen, wo wir uns gerade befinden in der Stadt verschwinden nach und nach. Die Differenz, die die Stadt ausmacht, wird ein Luxusgut. Dabei freuen wir uns schon an kleinsten Wohlgerüchen, und wir sollten dem Kastanienröster im Bahnhof dankbar sein.

Im „ÖPNV“

Die Gerüche im „Öffentlichen Personennahverkehr“ verdienten eine literarische Würdigung.

Wer Busse und Bahnen benutzt, kann davon erzählen. Einige meiden wegen des Geruchs den ÖPNV und nehmen das Auto. Ich zähle zu diesen wieder, nach jahrelangem S-Bahn-Fahren im Großraum Frankfurt. Sommers in der heißen S-Bahn hat man viele Gerüche zu erleiden. Am Geruch der Kleider und Haare erkennt man den S-Bahnfahrer.

Im Miethaus

Wenn ich den sozialen Wohnungsbau einmal nicht in seiner sozialpolitischen Zwecksetzung oder der wohnungswirtschaftlichen Dimension betrachte, sondern emotional, dann habe ich sofort einen unangenehmen Geruchsraum in der Nase: ein Zweispänner-treppenhaus, angefüllt mit Küchendüften: Gemüse, Braten, angebranntes Fett. Seit ich zum ersten Mal ein solches Treppenhaus betreten habe, ist dieses Geruchsszenario das Sinnbild sozialer Deklassierung. Seit jeher galt mein Unverständnis demgegenüber nicht den Bewohnern, sondern denen, die solche Produkte in die Welt bringen. Die Enge der Küche, die oft schlecht zu belüftenden Wohnungen. Den Putztag im Treppenhaus riechen wir schon beim Eintreten.

Neue Wohnungen oder renovierte riechen rein und sauber, wohnlich. Die Art und Weise des Bauens und die Natur der Baustoffe ist nun gut zu riechen. Niemand will in eine Wohnung einziehen, in der noch der Geruch der Vorbewohners steckt.

Die Öko-Haus-Produzenten werben mit dem guten Geruch ihrer Häuser. Ah! Wie duftet doch frisches Holz, Bienenwachs, Lehm. Erfolgreiche Makler sorgen dafür, dass die Wohnung nicht nach Chemie, sondern nach frischem Holz duftet, dass Wohlgerüche vom Garten in die Wohnung strömen. Häuser, die nicht gut riechen, verzeichnen einen Wertverlust.

Der Duft der Parks und der Freiräume

In Deutschland liegt die große Gartenkultur seit Jahrzehnten darnieder. Die Parks und die grünen Freiräume werden gegenüber den Verkehrsräumen

und den „städtischen Räumen“, den Fußgängerzonen, vernachlässigt. Bei der Planung der Grünräume wird in erster Linie gefragt: was kostet die Pflege? Denn Parks und Freiräume, die nicht gepflegt werden, verkommen. Oft gibt es auch einen Beschluss, dass nur einheimische Gewächse gepflanzt werden dürfen. Artificielle Parks mit Überraschendem und Fremdartigem, wie sie die höfische Gartenkultur hervorgebracht hat, sind aber teuer in der Unterhaltung. Heute wird die Gartenkunst wiederentdeckt, in der Denkmalpflege und in neuen Themen der öffentlichen Parks. Es entstehen Parkpflegewerke. Aber wie in der Architektur, so sind auch hier die Tendenzen zum Oberflächendesign stark. Der Park als Event. Der angenehm duftende Freiraum hingegen ist nicht pflegeleicht, sondern eine kunstvolle Komposition unterschiedlicher Düfte im Laufe der Tages- und Jahreszeiten. Bei einigen Parks wurden nicht nur optische Sinneseindrücke, sondern auch olfaktorische berücksichtigt. Es gibt nur wenige Ideen, dem Stadtraum wieder zu Duft zu verhelfen. Der Rosengarten ist aus der Mode gekommen. Wohlriechende Pflanzen aus dem Süden, wie Lavendel, sind in den Städten nicht verbreitet.

Der Duft ist wie der Klang oder der hübsche Blick ein Element der Lebensqualität in der Stadt. Im übermächtigen Gestank der Abgase und der künstlichen Aromen ist der Geruchssinn abgestumpft wie der Gehörsinn durch den Lärm. Der Verlust ist größer als wir glauben. In der Literatur oder der Kunst erfahren wir, was wir verloren haben: Heimliches und Unheimliches. Das zeigte bei der Biennale 2001 in Venedig Gregor Scheider mit dem „Toten Haus ur“.

Vielleicht könnten die Verantwortlichen in den Städten und den Wohnungsunternehmen bei ihren Überlegungen auch diesen Aspekt beachten – durchaus aus der Sicht des Marketing.

(Die Wohnungswirtschaft 7/2002)

Über den Klang der Stadt

■ Im Winter erleben wir an manchen Tagen beim Aufwachen eine Überraschung: es ist still draußen. Nur gedämpft dringen die gewohnten Geräusche ins Zimmer. Wir sind irritiert, bis wir die ungewohnte Stille uns erklärt haben: Es hat geschneit. Die Stadt hört sich weicher an.

Wir spüren, was wir brauchen, ist Stille.

Joachim Ernst Behrend erklärt uns in seinem Buch „Die Welt ist Klang“, weshalb das Hören in der Geschichte der Lebewesen und des Menschen älter und ursprünglicher ist als das Sehen. Der Klang reicht bis zum Anfang der Welt: der Urknall. Auf der Suche nach der Weltformel haben Physiker herausgefunden: am Anfang waren strings, die in verschiedenen Bewegungsmustern Schwingungen erzeugten, Klänge. Das Ohr ist das ursprüngliche Sinnesorgan in der Evolution.

Heute schätzen wir das Hören geringer als das Sehen. Das Visuelle ist in der Kommunikation zwischen den Menschen dominant. Auch in den Städten zeigt sich dieser Trend. Die Fassaden der Architektur, das Stadtbild, die Werbeflächen beanspruchen das Sehen über alles und vor allem anderen. Mit der Dominanz des Sehens ist ein grosser Verlust verbunden. Wie die Stadt klingt, bemerken wir kaum, ihren Ton – tonus, davon abgeleitet das lautmalersche englische Wort Sound. Der Klang der Stadt ist zwar gegenwärtig, aber meistens überhören wir ihn oder wir empfinden ihn als Lärm, also lästig, ja schmerzhaft und krankmachend. Das könnte folgenden Grund haben: Wir nehmen keine Stille mehr wahr. Stille ist aber nicht das Gegenteil von Lärm. Stille ist auch nicht das Gegenteil von Klang. Stille ist Teil des Klangs. Stille will, dass es klingt. Stille ist das Zwischen-den-Klängen-Seiende.

Was macht das Geräusch, den Ton nicht zum Klang, sondern zu Lärm? Ist es das plötzliche Laute im Stillen, der aufheulende Motor, das knatternde Moped, die dröhnende Musik aus dem Autoradio, sind es kreischende Kinder? Oder ist es das Nichtabschaltenkönnen

der Dauergeräusche, das ununterbrochene Rauschen des Verkehrs, das anstrengt, weil wir dauernd Widerstand leisten müssen? Ist es die fehlende Differenz? Ist es die Unausweichbarkeit?

Wie ist das bei Naturgeräuschen? Das laute Rauschen der Brandung des Ozeans, ebenfalls nicht enden wollend, das seit Jahrtausenden gleiche Zischen des Sandes beim Rückzug der Welle. Das empfindet man eher als beruhigend. Oder gibt es auch hier Grenzen? Ab wann wird der nicht nachlassen wollende Wind zum quälenden Geräusch? Ab wann wird Stille unheimlich, unerträglich, Folter? Es gibt Orte, wo unser Gehör keine Geräusche mehr hört. Dann hören wir das Summen des eigenen Ohrs, eine schreiende Stille.

Wenn von Ruhe die Rede ist, denken viele Menschen heute an die Lebensweise Asiens. Nicht wenige aus westlichen Ländern reisen in asiatische Länder, um zur Ruhe zu kommen. Aber dort liegt die Ruhe in einer äußerst differenzierten Klangkomposition. Zum Beispiel gilt die japanische Teezeremonie als das Stille an sich. Für das vom Lärm strapazierte Ohr des europäischen Städters ist nichts zu hören. Und doch ist die Teezeremonie, wie in einem Bericht über einen Tee-meister zu lesen ist, auch eine komplexe Tonchoreographie. In einer Abfolge von Räumen, die zu durchschreiten sind, und in den benachbarten Räumen befinden sich jeweils unterschiedliche künstlich erzeugte Klänge. Sonst gäbe es bei der Zeremonie keine Stille. Dieses Bild der unterschiedlich komponierten Klangräume könnte einen Weg auch zur Erfahrung des Klangs der Stadt und einen Ausweg aus der lärmenden Stadt weisen.

Klang braucht den Raum. Ohne Raum gibt es keinen Klang. Wenn es in der Stadt gar keine spezifischen Klangräume mehr gibt – laute, leise, gedämpfte –, sondern nurmehr gleichmässig verteilten Lärm, dann gibt es auch keine Orte für Stille mehr in der Stadt. Dann fehlt auch der Stadt, was sie ausmacht: Differenz. Was wir brauchen würden, um Stille zu empfinden, ist nicht, die Geräusche der Stadt aus-

zuschalten, sondern Räume, wo die Geräusche draußen bleiben, wenn wir die Tore schließen. Oder eine Folge von Räumen unterschiedlicher Klänge, ein Planungsprinzip, das verlorengegangen ist. Oft nämlich klingt es so als würde sich eine einheitliche Beschallung, eine Lärmglocke über der Stadt befinden, ein Lärm matsch, der überall eindringt, ein für alle gleicher Lärmpegel. Die offene sozial gerechte Bebauung der 50er Jahre kennt gar keine Klangräume, sondern einheitliche Belärmung: Je einheitlicher, desto gerechter? Selbst der Klang soll, so scheint es, einer gerechten Verteilung unterworfen werden. So wird er zum belästigenden Lärm. Jetzt haben wir gar nichts mehr, keinen Klang und keine Stille. Man prüfe die Strukturen unserer Wohnsiedlungen unter diesem Aspekt. Wenn Stille so definiert wird: als das zwischen den Klängen Seiende, dann werden die Ergebnisse nicht zuversichtlich stimmen was die Zukunft der Siedlungen angeht.

Doch hier soll die Rede sein vom Klang der Stadt ganz allgemein. Wenn wir uns mit dem Klang der Stadt beschäftigen, erfahren wir viel über die Stadt selbst. Die Stadt ist ein Klangkörper. Jede Stadt hat ihren eigenen Sound. Jeder einzelne städtische Raum sollte seine eigene Klangfarbe haben. Der Klang speichert sich in unserem Gedächtnis ab. Wer hört nicht den Sound der Polizeisirenen im Widerhall der hohen Straßenschluchten, wenn von Manhattan gesprochen wird, selbst wenn er New York nur aus den Gangsterfilmen kennt? Man hört – und dann sieht man ein Bild, einen Raum, eine Situation im Gedächtnis. Auditive déjà vue-Erlebnisse. Über das Medium Klang entsteht das visuelle Bild. Dieser Sound der Stadt ist kein natürlicher, kein Klang der Natur, denn auch die Bäume in der Stadt klingen anders als die Bäume im Wald. Auch wenn jetzt immer mehr Tiere in die Stadt kommen und ihre Töne mitbringen, so klingen auch sie nicht „natürlich“, sondern städtisch im Widerhall der Gebäude. Dieser Sound ist wie Musik, also ein durch uns erzeugter Sound, auch wenn er nicht wie eine Melodie komponiert ist. Er entsteht durch die Art und Weise, wie die Menschen die Stadt gebaut haben und wie sie hier das Leben organisieren, ihre Mobilität. Die Musikinstrumente dieses Konzerts sind die Fortbewegungs- und Trans-

portmittel: die Autos, die Bahnen, die Stöckelschuhe, die Ventilatoren, die Luft transportieren.

John Cage hat Musikstudenten aufgefordert, sich eine Straße in Manhattan auszuwählen – dort sind die Straßenzüge bekanntlich numeriert –, dorthin an die Kreuzung sich zu stellen, die Augen zu schließen und eine bestimmte Zeitlang dem Klang dieser Straßenecke zu lauschen. Wer das kleine Experiment einmal versucht, wird überrascht sein, wie angenehm dieser Sound sich anhört und wieviel er uns über diese Straßenecke zu berichten weiß, welche Assoziationen und Bilder er hervorruft. Was die Menschen hier tun, ob sie es eilig haben, ob sie Zeit haben. Diese Wahrnehmung des Gehörs ist vielleicht „richtiger“, also ein besserer Reflektor des Wirklichen in unserer Wahrnehmung als die des Auges, das den Raum in diesem Umfang gar nicht erfassen kann, sondern immer nur einen Ausschnitt und durch viele Täuschungen abgelenkt wird, wogegen das Gehör die Komplexität des ganzen Raumes erfasst. Das Ohr ist so „gesehen“ weniger Täuschungen unterworfen als das Auge. Die Geräusche der Stadt sind also, auch wenn sie laut sind, nicht unbedingt belästigend. Wichtig ist nur, dass wir wieder jenes Tor finden zu stillem Raum, also Raum mit anderer Klangfarbe. Das entscheidende ist: man muss die Wahl haben. In einem Klangraum unentrinnbar sich zu befinden, erzeugt Stress.

Es gibt noch ein anderes Experiment, das uns zeigt, wie sehr unsere Behauptungen, die Geräusche der Stadt seien meistens lästig, widerlegt werden können. Wenn man vom Bummeln durch die Straßen der Stadt ermüdet ist, sollte man sich zum Ausruhen einmal nicht in ein vom Lärm hermetisch mit Schallschutzfenstern abgeriegeltes Zimmer begeben, sondern sich zum Schlafen auf eine Bank mitten im städtischen Trubel legen und die Augen schließen. Nach und nach bemerkt man, wie die im einzelnen vielleicht störenden Geräusche – Automotoren, Hupen, vorbeilaufende und sich unterhaltende Menschen, rufende, spielende, weinende, lachende Kinder gleichsam zu Instrumenten eines Orchesters werden, das einen angenehmen Sound erzeugt, der im Raum widerhallt und uns umfängt, müde werden und einschlafen lässt. Nach einem solchen städtischen

Nickerchen kann man erstaunlich ausgeruht wieder aufwachen. Diese Erfahrung habe ich schon an vielen Orten gemacht. Dagegen kann vollkommene Ruhe derart nerven, dass an Einschlafen nicht mehr zu denken ist.

Wer aus der Stadt nach draußen fährt, wo es plötzlich ruhig ist, wo nurmehr der rauschende weiche Klang eines Weizenfelds da ist, ist zunächst irritiert über diesen Sound. Hat man sich an ihn gewöhnt, dann wird die Stadt, aus der man gekommen ist, als laut, feindlich, hektisch und friedlos empfunden, und man fragt sich, weshalb man sich ihr aussetzen muss.

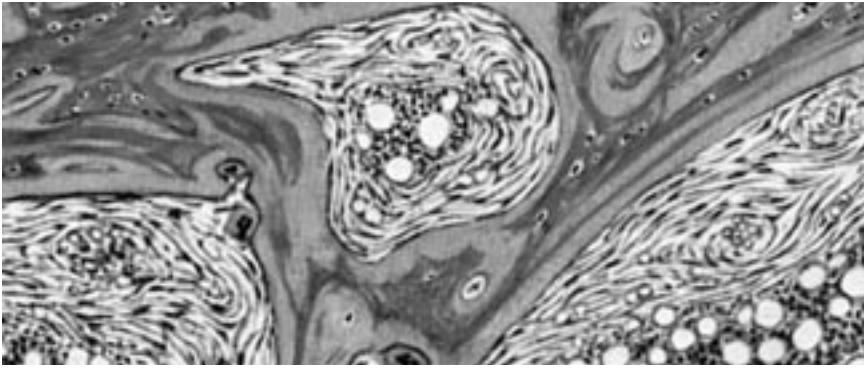
Aber der Klang der Stadt kann auch anregend und beschützend sein, indem er von der Anwesenheit der anderen zeugt, wohingegen man in der Natur doch allein dasteht, selbst in unserer kultivierten Natur und erst recht in der ursprünglichen, die feindlich ist. Er ist anregend, weil vielfältig und immer wieder anders. Wir können mit geschlossenen Augen mit dem Gehör die Stadt in ihrer ganzen Dynamik wahrnehmen. Am Klang erfahren wir, welche Stunde, Tag, welche Jahreszeit ist, wie das Wetter ist. Wenn man uns in einer fremden Stadt aussetzen würde, könnten wir am Klang erraten, wo wir uns befinden.

Ich möchte einige Bilder skizzieren, und ich bin sicher, dass jeder sie sofort um viele weitere ergänzen könnte.

Wetter Die Stadt klingt angenehm gedämpft. Wir hören: es ist viel Schnee gefallen, er ist gerade erst gefallen, noch nicht matschig gefahren von den Autos. Sogar den Schmutz sehen wir beim Hören.

Tageszeit Wir hören: es ist eine Sommernacht und eine späte Stunde. Der Sound der Autos ist fast erloschen. Jetzt sind weit entfernt an der Stadt vorbeifahrende Züge zu hören. Sogar sind Güterzüge zu erkennen, die einen anderen Klang haben als ein Schlafwagenzug. In einer Hafenstadt hören wir die Schiffe ein- und ausfahren. Wir hören die Weite der Stadt.

Jahreszeit Es ist ein Herbstnachmittag. Schwärme von Vögeln lassen sich nieder und steigen wieder auf, ziehen laut kreischend oder krächzend ihre Runden, bevor sie sich zum Weiterziehen nach Süden entschließen. Ich habe einmal erlebt,



dass die ganze Stadt von diesem Sound widerhallte und alle Menschen nach oben sahen.

Kultur Wir hören heute kaum noch Kirchenglocken läuten, früher die wichtigste genaue Information über die Tageszeit oder ein Ereignis: eine Hochzeit, ein Totengeleit, eine Messe. Jetzt müssen wir uns diese Informationen visuell beschaffen. Ein Verlust, wie ich meine. In der neuen Arbeitswelt gibt es auch keine Fabrikssirenen mehr, sondern nur noch digitale Anzeigen. Wir hören lautes Rufen, Hupen, eine bestimmte Sprachmelodie. Wir können daraus schließen, ob wir in einer nordischen Stadt, wo man leise spricht, oder in einer südlichen sind. Wir können hören, ob die Stadt hektisch, aggressiv oder gelassen ist. Ja sogar können wir aus der Sprachmelodie auf die soziale Schicht schließen.

Weshalb sind die Klänge und die Stille der Stadt so wichtig?

Wenn wir darüber nachdenken, fällt uns vieles ein. Vielleicht ist das wesentliche das: Erinnerung, Phantasie und Geborgenheit. Mit jedem Klang sind Erinnerungen verbunden, bilden sich neue Erinnerungsspuren im Gedächtnis. Für die Sozialisation der Kinder ist der Klang unerlässlich. Klänge beleben die Phantasie, sie erzeugen eine Stimmung. Zum Beispiel die Klänge, die Tiere in die Stadt bringen, tun das. Klänge wiegen uns in Sicherheit, sie bieten Geborgenheit. Zum Beispiel: Im Sommer stehen viele Fenster offen. Wenn die Menschen respektvoll miteinander umgehen, klingt nur leise Musik aus den Wohnungen. Man hört, es gibt Nachbarn, die noch auf sind. Sie sind nicht meilenweit entfernt. Mancher Alte, der nicht schlafen kann, fühlt sich jetzt vielleicht nicht mehr einsam.

Wie könnte man Klang planen?

Der Sound der Stadt – also die Stille zwischen den Klängen – und seine Bedeutung werden in der Stadtplanung nicht sehr ernst genommen, sondern nur der Lärm. Lärmschutzgutachten geben die Siedlungsplanung vor. Schallschutzwände werden zu einem wichtigen Mittel der Siedlungsplanung.

Immer weniger sind die einzelnen Städte und die Stadtteile in ihrem Klang zu unterscheiden. Die Städte werden sich auch in ihrem Klang immer ähnlicher. Normen und Ideologien tragen auch hier zur Vereinheitlichung, zum Ausmerzen des Unterschieds zwischen den Städten und innerhalb der Städte bei. Überall werden die gleichen Planungsmuster verwendet. Es wäre zu fragen: Was macht Städte unterscheidbar nach ihren Geräuschen? Welches könnte der Grundton einer Stadt sein, ihr Image-sound? Ist es ein heller Grundton, wie ihn die Vespas in Florenz erzeugen? Oder der sanfte tiefe Sound amerikanischer Limousinen, die mit Automatik-schaltung langsam durch die Straßen gleiten? Die Geschwindigkeit in einer Stadt und die Ausformung der Straßenräume prägen den Grundton. Er entsteht durch den Widerhall im Raum. Manhattans charakteristischer Sound etwa kommt dadurch zustande, dass jeder Bewohner direkt mit dem Energiefluss der Stadt verbunden ist. Man tritt aus dem Haus auf die Straße und befindet sich unmittelbar in diesem Strom mit seinem spezifischen Klang. Hierzulande aber wird die Mobilität wird aus den Innenstädten verbannt und mit ihr der Sound der quirligen Stadt von Emil und die Detektive oder ein New-York-Sound. Es herrscht ein gleichmäßiger langweiliger Einheits-ton.

Dann geht es natürlich um die Differenzierung der Räume, um die Klang-abstufungen, also zwischen Räumen mit unterschiedlichen Energieflüssen.

Dann würde die Mobilität die Stadt nicht länger wie ein dicker Brei zubrummen. Diese Klangräume können durch die Form von Straßen und Plätzen und die Gestaltung der Oberflächen, der Resonanzflächen, je nachdem, welche Klangfarbe gewünscht wird, gebaut werden. Weshalb werden bei der Planung eines Platzes nicht dieselben Verfahren angewendet wie bei der Planung eines Konzertsaals? Vielleicht erinnern wir uns wieder an die Musikinstrumente älterer Städte: die kleinen Brunnen, die monumentalen Springbrunnen oder die Wasserkaskaden städtisch eingefasster Bäche und Flüsse im Wechsel mit Auenufer. Auch können die neuen virtuellen Methoden verwendet werden, um städtische Raumkörper, Resonanzflächen für den Klang zu entwickeln. An die temporären Klänge denkt die Stadtplanung genauso wenig. Die Stadt ist auch der Ort temporäre Klänge. Klänge regen Phantasie an, verändern die Stadt für eine bestimmte Zeit, lassen sie in anderer Form erscheinen, vergleichbar mit Christos Verhüllungen, wo man den Gegenstand erst wieder wegen seiner Verhüllung zur Kenntnis nimmt: Das Oktoberfest, ein Feuerwerk, die Love Parade, Berlins Karneval der Kulturen, der Erste Mai, Fronleichnam, usw. usw.

Wichtig wäre es auch, nicht jene absolut ruhigen autofreien Siedlungen zu propagieren, wo es doch nur erforderlich wäre, bei den Gebäudekonfiguration Türen zwischen drinnen und draußen zu bauen oder bei bestehenden Wohnsiedlungen die Tore zu den Innenhöfen für den Schall schließen!

Der Klang der Städte ist so sehr egalisiert, dass wir Künstler brauchen, damit wir merken, wo wir uns befinden. Am Heldenplatz in Wien wurde in einem der Tordurchgänge, dem sogenannten Heldentor, eine Klanginstallation eingebaut. Wenn man das Tor durchschritt, war ein tiefes Seufzen zu hören, als ob die toten Helden samt Kaiser, der sie in den Hades schickte, angerufen würden. Plötzlich wurde man sich seines Gehörs bewusst: man lauschte – und beachtete aufgeschreckt diesen Ort mit seiner Eigenart. Gesehen haben wir diese nicht mehr.

(Die Wohnungswirtschaft 12/2001)

Den besten Grundriss gibt es nicht

■ Es scheint – aus welchen Gründen auch immer – vielfach ein Bedürfnis zu bestehen, beim Wohnen anderen Menschen die eigenen Lebensvorstellungen andienen, um nicht zu sagen: aufzwingen zu wollen. Nicht einmal die Werbung tut das, obwohl sie naturgemäß ein Produkt in beste Licht rückt, aber doch dem einigermaßen Mündigen die Wahl läßt zu kaufen oder es bleiben zu lassen. Ich spreche hier von den administrativen, normativen, gutgemeinten Anmaßungen der „Fachleute des Wohnens“ gegenüber dem „Kunden“, der keine oder nur wenige Alternativen hat oder von dem gesagt wird, es mangle ihm an Bildung. Man wolle, hört man, in jeder Hinsicht nur sein Bestes, und wisse aus langer Erfahrung, was das Beste ist.



Aber haben wir als Entscheidende genug kritische Distanz? Bedenken wir die historische Erfahrung, dass „Richtiges“ immer nur zu seiner Zeit richtig ist und nicht für jeden gleichermaßen? Nein, wir erheben meistens unsere Vorstellungen zum allgemeinen Maßstab. Die Fachwelt stimmt zu. Wer das kritisiert, muss mit dem Vorwurf rechnen, ein Besserwisser zu sein, obgleich er gerade sein Wissen in Frage stellt, oder ein Idealist. So gesehen ist die Frage, was ein guter Grundriss ist, durchaus ein Freiheitsthema ersten Ranges.

Im Preisgericht steht ein Wohnungsbauentwurf zur Diskussion. Ein kurzer Blick genügt: „Miserable Grundrisse“. Oder: „Erstklassige Grundrisse“. Meistens sind sich die Preisrichter einig. Keine Frage muss gestellt werden. Im Protokoll steht zum Beispiel als negative Bewertung: „hierarchische Grundrisse“. Umgekehrt wird der Grundriss als gut empfunden, der graphisch „klar“ und „eindeutig“ wirkt, sozusagen modern, keinesfalls verwinkelt. Schon an der „eindeutig strukturierten“ Fassade wird erkannt, ob ein Grundriss „gut“ oder „schlecht“ ist.

Demnach wohnen fast alle in Wohnungen und Häusern mit schlechten Grundrissen. Aber die meisten Bewohner empfinden das nicht so, denn die Befragungen zur „Wohnzufriedenheit“ weisen meistens einen hohen Zufrie-

denheitsgrad aus, den Grundriss eingeschlossen. Offenbar arrangieren sich die meisten Menschen mit ihrer Wohnung ganz gut. Oder sind die Ergebnisse der Befragungen mit unzulänglichen Methoden zustande gekommen? Sind sie also unzutreffend? Wie aber ermittelt man Wohnbedürfnisse, ohne dem sogenannten Zufriedenheitsparadoxon aufzusitzen, welches besagt, dass Zufriedenheit sich nicht an allgemeinen gesellschaftlichen Standards ausrichtet, sondern an „gruppenspezifischen“ Erwartungen, am Lebensstil

eines Milieus also. Die Bewohner handeln beim Kauf oder Mieten einer Wohnung nicht nur rational in dem Sinne, dass sie allein nach dem konkreten Nutzen im Alltag fragen, sondern sie achten darauf, wie ihre Freunde und Bekannten auf ihre Entscheidung reagieren werden. Man möchte gerade beim Wohnen kein Außenseiter sein. Wenn die Bewohner bei der Planung mitsprechen können, wählen sie, wie ich als Planer erfahren musste, oft auch dann einen Standardgrundriss, selbst wenn ich die Vorteile einer davon abweichenden Variante darlege.

Ein Grundriss bedeutet also viel mehr als eine zweckmäßige Aufteilung des verfügbaren Raums. Deshalb mag es geschicktere und weniger geschickte Aufteilungen geben, es gibt auch eindeutige Fehler gemäß den Regeln der Kunst, aber den besten Grundriss gibt es nicht. Selbst der von hochkarätigen Juroren als der beste gelobte Grundriss kann für eine ganz bestimmte Nutzungsart völlig unbrauchbar sein. Woher kommen eigentlich die Grundrisse?

Grundrisse aus den Fachjournalen und dem Grundrissatlas

Man fragt sich, wenn man die umfangreiche Fachliteratur, zum Beispiel die sogenannten Grundrissatlanten studiert, was es eigentlich beim Wohnungsbau noch zu entwerfen gibt. Jeden denkbaren Grundriss für die jeweils zur Verfügung stehende Fläche in den verschiedenen Gebäudetypen gibt es schon. Man merkt auch gleich: Je mehr Fläche, desto leichter scheint es, einen gut aussehenden Grundriss zu entwerfen. Interessant ist auch, dass die Grundrissbeispiele meistens gebauten und prämierten Häusern entstammen und nicht systematisch für unterschiedliche Bedürfnisse entwickelt worden sind, etwa als beliebig zu einer Konfiguration kombinierbare Elemente. Der Atlas bietet konsequenterweise nicht den guten oder gar den besten Grundriss, aber auch keine möglichen Kombinationsmöglichkeiten. Er zeigt, wie namhafte Architekten gut aussehende Grundrisse in einem

bestimmten gut aussehenden Gebäude untergebracht und mit ihrem Namen verbunden haben.

Grundrisse für Frauen

In den 90er Jahren haben feministische Architekturauffassungen einen Aufschwung erlebt. In zahllosen Kolloquien wurde über frauengerechte Architektur gesprochen. Gegeißelt wurde vor allem, dass sich fast ausschließlich die Lebensweise der Kleinfamilie in den Grundrissen widerspiegelt. Das war eine berechtigte Kritik. Das Klischee: Die Frau in der kleinen Küche isoliert: kocht, wäscht und bügelt. Mann und Sohn sitzen vorm Fernseher im Wohnzimmer. Im Elternschlafzimmer ist es kalt und langweilig. Die Tochter hat das kleinere Zimmer. Das Gegenmodell: ein offener Grundriss und alle Zimmer sind gleich groß. Es gibt einen „Allraum“, wo die Küche integriert ist. Der Mann macht Hausarbeit genauso wie die Frau. Es besteht eine Partnerschaft zwischen gleichen. Das spiegelt der Grundriss wider. In dem Idealbild sind die Kinder noch unterhalb der Pubertätsschwelle, also lieb und brav, und sie poltern noch nicht, für jeden Grundriss und die übliche Raumhöhe viel zu groß geworden, mit coolen Freunden und Freundinnen durch den Allraum hindurch. Eine weitere Forderung der Frauen ist: ein eigener Raum mit einem Arbeitsplatz.

Junges Wohnen

In den letzten Jahren ist eine neue Nachfragekategorie kreiert worden, die in die öffentlichen Förderprogramme Eingang gefunden hat. Das Junge Wohnen. Was ist das? Eine familiäre Gegenbewegung zur als Fehlentwicklung angesehenen Individualisierung der Aufklärung? Oder: Im Jungen Wohnen wohnt die junge Familie vor der Scheidung? Meistens handelt es sich um ein Reihenhaus mit dem bekannten ewig-Jungbleiben-Grundriss: Im Erdgeschoß Wohnzimmer, Küche, „Gäste-WC“, darüber drei Schlafzimmer und Bad, darüber die Ausbaureserve und der Hobbyraum im Keller. Bei ungebrochener physischer, mentaler und intellektueller Jugend – ein idealer Grundriss. Warum nicht? Ich kenne ein Reihenhaus, bei dem sein einziger immer jungbleibender Bewohner Wände und Decken im Selbstversuch

bis zum absoluten statischen Minimum wie einen Schweizer Käse ausgehöhlt hat – und nun steht mitten in der schlichten Zeile ein Loft. Den Lebensgewohnheiten des Bewohners ist es nicht abträglich, dass der Schlafraum nach Norden liegt (was zuvor beim Jungen Wohnen ein Fehler gewesen wäre), dass überhaupt alle Räume transparent sind. Aus dem einstmaligen Jungen Wohnen wurde ein maßgeschneidertes Haus.

Pädagogische Grundrisse

Schon bevor die feministischen Architektinnen Alternativen zu den patriarchalisch empfundenen Wohnhierarchien entwickelten, versuchten in den 80er Jahren Sozialwissenschaftler und Pädagogen die Menschen über ihre angeblich „schlechten Wohngewohnheiten“ aufzuklären. „Weiter wohnen wie gewohnt?“ lautete der Titel einer Ausstellung und eines gefragten Buchs. Hier finden wir Fotos vom typischen deutschen Wohnzimmer. Die Schrankwand wird als Fokus und Metapher für Deuschtümelei und Spießertum schlechthin hingestellt. Weil wir Architekten das nicht wollten, sollte es keine Grundrisse mehr geben, wo solche Monster Platz fänden. In den heute prämierten graphisch klaren Allraumwohnungen ist der Schrankwandbesitzer ratlos. Jetzt passen nur IKEA-Möbel hinein. Es wurde seinerzeit auch empfohlen, das große Wohnzimmer den Kindern zu geben und in einem kleinen zu tun, was man wohnen nennt. Welche Ignoranz gegenüber sozialen Wirklichkeiten und Bedürfnissen!

Grundriss für Kinder, Katzen und Hunde

Es gibt Grundrisse mit Flächen, die scheinbar zu nichts zu gebrauchen sind, was gemeinhin als schlecht bezeichnet wird, oder Grundrisse mit mehr Türen als notwendig, was auch nicht gut ist. Das können aber ideale Grundrisse für Kinder, Katzen und Hunde sein, die gerne im Kreis herumrennen, sich fangen oder Versteckspielen.

Die Frankfurter Küche

Beim Neuen Bauen der 20er Jahre kannte man den Zweifel nicht: Die Menschen sind zweckmäßig handelnde Wesen, so muss man wohl gedacht

haben. Die Grundrisse sind hochrational insofern sie ein Gesellschaftsmodell spiegeln. In der berühmten Frankfurter Küche der Architektin Schütte-Lihotzky war sogar festgelegt, wo und wie die Frau zu bügeln hatte. Das Bügelbrett war praktisch und ausklappbar. Für keine Bewegung gab es ein Entrinnen. Kein Wunder, dass heute alle Bewohner diese Küchen ihres Geschmacks ersetzt haben, die nicht unbedingt zweckmäßiger sind als die von Schütte-Lihotzky entwickelte, aber die Bewohner wollten selbst entscheiden –, zum Entsetzen der Anhänger der wahren Wohnlehre. Für das Museum wurde eine Frankfurter Küche nachgebaut.

Hierarchie

In den letzten Jahren wurden die Grundrisse für gut befunden, bei denen die Zimmer gleich groß und nicht klassifiziert waren. Im Blick waren Grundrisse aus Bürgerhäusern der Gründerzeit mit Wohnungen weit über 100 qm, wo heute Gutverdienende wohnen. Die große Fläche läßt es zu, das ehemalige Speisezimmer, das Herren- oder Rauchzimmer, die Bibliothek, ja das Mädchenzimmer nach heutigen Zimmerkategorien zu nutzen, zumal die Räume etwa gleich groß sind. Die Grundrisse sind flexibel. Aber ist es immer klug, das Kriterium „gleichgroße Räume“ auf kleine Grundrisse zu übertragen?

Kinder durchlaufen beim Großwerden mehrere Stadien. Manchmal lieben sie große Zimmer, manchmal ganz kleine. Manchmal wollen sie eine Höhle haben. Die Gründerzeitzimmer sind ihnen meistens zu groß, weshalb sie buchstäblich mit Regalen oder Hochbetten in kleine Zimmer geteilt werden.

Der flexible Grundriss

Wir sprechen hier nicht von neuen Fragen. Dass die Menschen im Laufe ihres Lebens unterschiedliche Bedürfnisse haben, ist bekannt. Deshalb gab es in den 70er Jahren ernsthafte Überlegungen, Wohnungen mit flexiblen Wänden zu bauen. Diese Idee war einleuchtend, aber nicht praktisch. Die flexiblen Wände waren zu teuer – Schätzungen gehen von 15 bis 20% Mehrkosten aus –, denn ein Wandel der Bedürfnisse erfolgt zu selten, um

die Flexibilität kontinuierlich vorhalten zu müssen. Für das stillgelegte Kapital hätte man mehr Flächen bauen können. Trotzdem hatte die Diskussion ein gutes. Heute werden die Innenwände der Wohnungen in leichter Bauweise errichtet, und es ist nicht sehr aufwendig, Wände abzurechen. Aber meistens kommt es nicht dazu, weil die Menschen nicht ihr ganzes Leben in ein und derselben Wohnung verbringen. Eine Faustregel der Makler lautet übrigens, je teurer ein Haus ist, desto immobil werden seine Bewohner was den Wohnungswechsel angeht. Weil in Deutschland die Immobilienpreise besonders hoch sind, ist die Bereitschaft, die Wohnung zu wechseln, vergleichsweise gering.

Das Loft, der neue Verkaufsschlager?

Das wäre es doch: die frei verfügbare Fläche, der Nicht-Grundriss. Nein, davon wollen wir nicht sprechen, denn um die Verheißungen einzuhalten, müßte ein Loft mindestens 100 besser 200 qm Fläche haben. Das können sich nur die sehr Reichen leisten oder die Phantasiebegabten, die solche Flächen an den Unorten der Stadt ausfindig machen und sich anzueignen wissen.

Worauf soll dieses hin und her hinauslaufen? Den besten Grundriss gibt es nicht, das scheint klar zu sein. Schlecht oder gut sind, das wollte ich zeigen, nicht die Grundrisse. Es ist ganz einfach so, dass viele Menschen in Wohnungen wohnen, die ihnen nicht passen. „Schlecht“ ist oft nicht der Grundriss, sondern die Zuordnung zu einer bestimmten Haushalts- oder Lebensform stimmt nicht. Man stelle sich einmal vor, überall in der Stadt liefen Menschen herum, denen ihre Kleider zu eng, zu groß, zu weit sind. Den Menschen Wohnen beibringen zu wollen, ist nicht sehr realistisch. Man müßte ihr ganzes Leben ändern und ihnen mehr Geld geben. Wenn der Grundriss nicht mehr passt, kann man doch ausziehen – könnte man auch sagen. Das tun ja einige, anderen fehlen die Mittel oder sie wollen wegen der Umgebung, der Nachbarschaft, der Kinder etc. bleiben. Umzüge sind teuer, Wohnungsverkauf und Neukauf erhöhen den Preis in Deutschland bis zu 15 %, Geld, das man erst wieder jahrelang abwohnen muss, also zur Immobilität zwingt. Alles zusammen-

genommen – Grundriss, Kosten, Aufwand, Wohnumfeld – gibt es viele Mobilitätshindernisse.

Also passen sich die Menschen an. Es kann auch vorkommen, dass ein einstmals nicht passender Grundriss irgendwann passt, wenn sich die Lebensgewohnheiten oder die Umstände geändert haben. Wenn heute ein alleinstehender alter Mensch in einer angeblich zu großen Wohnung lebt, sollte man nicht sagen, der Grundriss sei nicht mehr passend, sondern bedenken, dass er, als die Familie noch da war, jahrelang viel zu eng gewohnt hat.

Praktische Grundrisse

Sicherlich gibt es einige Standards zur Beurteilung von Grundrissen, die wir nicht mehr aufgeben sollten. Aber es sind erstaunlich wenige. Wo sich Menschen aufhalten, sollte wegen der Hygiene und wegen des Wohlbefindens einige Stunden am Tag Sonnenlicht sein. Also keine Kinderzimmer im Norden und keine Küchen ohne Tageslicht. Man sollte darauf achten, dass man sich im Bad waschen kann, dass die Toilette bequem benutzbar ist. In ein Schlafzimmer sollte ein Bett schon hineinpassen. Die Türen sollten ohne Gefahr geöffnet werden können. Das zu nennen, ist schon fast peinlich, aber leider gibt es solche fehlerhaften Wohnungsbautwürfe. Unverzichtbar ist heute auch, daran zu denken, dass es immer mehr behinderte Menschen gibt. Doch weitere Kriterien fallen mir nicht ein.

Unbestritten ist auch, dass sich die Anforderungen an das Wohnen mit dem gesellschaftlichen Wandel verändern. Gefragt ist heute der flexible Mensch. Kriterien, die wir in den 70er Jahren für die Wohnung des Schichtarbeiters (Nachtarbeit, tagsüber schlafen) diskutiert haben, gelten heute für sehr viel mehr Menschen. Auch ist zu fragen, was Menschen mit viel mehr freier Zeit in ihren Wohnungen anfangen können.

Wozu dient die Erkenntnis: den besten Grundriss gibt es nicht?

Eine Antwort lautet, allen Widrigkeiten zum Trotz, noch immer Partizipation – auch im Mietwohnungsneubau und der Erneuerung. Dafür sollten wir Strukturen, Kriterien und Verfahren entwickeln, statt gute Grundrisse. Ich habe

die Erfahrung gemacht, dass die Menschen unauffällige Standards nachfragen und diese mit ihren Lebenserfahrungen pragmatisch verbessern, wenn man sie beteiligt. Ein partizipativ entstandener Grundriss ist meistens sehr gut brauchbar, also auch für den Nachmieter. Nach etwa fünfzehn Jahren ist sowieso eine Erneuerung fällig. Voraussetzung für einen solchen Prozeß ist freilich eine entsprechend offene Grundstruktur des Gebäudes, also eine Struktur mit möglichst wenig vertikalen Fixpunkten. Beim Wohneigentum gilt im Prinzip dasselbe. Darüber hinaus wird man, wenn man die Grundrisse mit den Bewohnern plant, als Architekt zu einer Art Beichtvater der Familienmitglieder. Geheime Wünsche und Ängste verbergen sich hinter vagen Wünschen nach bestimmten Grundrisskonfigurationen. Die Familien gehen hier Verbindlichkeiten ein, deren Konsequenzen sie vielleicht erahnen, aber nicht wahrhaben wollen. Was geschieht beim Älterwerden, was im Falle einer Trennung, was bei einem Unfall? Aber es macht auch Vergnügen, dem Wunsch nach Individualität Raum geben zu können. Wir haben ein Reihenhaus mit einem Fernfahrer mit geringem Einkommen, vielen Kindern, einem kranken Großvater, enormen Möbeln und einem riesigen Billardtisch geplant, ein Monstrum, das man vernünftigerweise in den Nebenraum einer Kneipe stellt. Er will aber im Wohnzimmer Billard spielen. Das ist seine Sache.

(Die Wohnungswirtschaft 8/2001)

Kunst im Wohngebiet

■ In meiner Heimatstadt gab es ein Komponistenviertel und ein Dichterviertel. Als ich noch klein war, wusste ich zwar schon, was ein Komponist ist und was ein Dichter, denn von Musik und Literatur war zu Hause viel die Rede. Und so war ich stolz darauf, dass es in meiner Stadt Viertel gab, wo Komponisten und Dichter wohnten, bis bald die Enttäuschung kam. Die Straßen waren nach großen Meistern benannt, kein einziger Komponist oder Dichter wohnte hier.

Einige Ausnahmen sind zu finden. Auf Darmstadts Jugendstil-Mathildenhöhe gibt es einige berühmte Häuser, die ausdrücklich für Künstler gebaut worden sind, Wohnhäuser mit Atelier. Sie liegen in schönem Park. Man geht mit Ehrfurcht daran vorbei und wagt kaum einen Blick ins Privatissimum der Kunst. Wer hier seine Wohnung finden wollte, musste schon etabliert sein. Darmstadt möchte wieder Künstlerhäuser bauen – aber das ist ein Verkaufstrick des Immobilienmanagers, wie er vielerorts angewendet wird. Hier werden keine Künstler wohnen.

Es gibt einige Städte, wo wir geradezu erwarten, dass hier Kunst zu Hause ist. Paris, New York, London, San Francisco, auch Berlin, Städte der Schnittlinien, der Migration, der Konflikte, des schnellen Geldes. Manche Stadtteile werden zum Mythos und ziehen viele Touristen an, die hoffen, etwas von dem Flair der Kunst einatmen zu können. Dann ist die Kunst aber oft schon weitergezogen – musste die Kunst weiterziehen.

Meistens haben die Künstler kein Geld, hohe Mieten zu zahlen. So sind sie immer auf der Suche nach Orten, wo sie sich einnisten, Gebäude in Beschlag nehmen können, die niemand möchte. Leerstehende Lagerhäuser mit hohen und weiten Räumen sind ideal. An solchen brüchigen Unorten finden sie sich zusammen. In den Metropolen treffen sie hier auch andere Bedürftige, Arme, Migranten, die sich in der Kunst, sich im Leben durchzuschlagen, üben mussten. Die Künstler gestalten die Gebäude mit Sinn für Ästhetik um, geben ihnen neues Leben. Das spricht sich bei den Hedonisten im Kommerz, bei den Jungma-

nagern herum, und jetzt wollen viele hierher, mehr als Platz ist. Aus dem New Yorker Stadtteil Soho ist mit diesem Verfahren Silicon Alley geworden. Internetunternehmen machen sich in alten Fabrikhallen und Künstlerateliers breit, die die Künstler gerettet haben. Wo heute Internet-Seiten für Unternehmen entwickelt werden, wurden die Häuser Mitte des neunzehnten Jahrhunderts für Lebensmittel-, Textil- und Möbelhändler gebaut. Soho war einmal New Yorks größtes Industrie- und Geschäftszentrum. In den 70er Jahren ging es mit den Geschäften bergab. Immer mehr Künstler auf der Suche nach großen, hellen und billigen Ateliers richteten sich in den verlassenen Lagerhäusern und Fabriken ein. Heute sind zwar die Künstler noch da, aber der geschäftliche Elan ist ebenfalls zurückgekehrt. Viele Touristen kommen jetzt, um das ihnen fremde Leben zu betrachten.

Kunst ist aber nicht, was die Touristen zu sehen bekommen, sondern das Lebensgefühl, das ein einsamer Ort ausstrahlt oder das an Orten entstehen kann, wenn sich Menschen zusammenfinden, die einengende Reglements eines normierten Alltags nicht akzeptieren möchten: Aussteiger, Bohémiens, Galeristen, Tauschbörsianer usw. – ob sie nun malen, bildhauern, schreiben, komponieren, entwerfen, egal ob sie das traditionell oder experimentell, analog oder digital und im www betreiben oder einfach als Lebenskünstler existieren. Heute lassen sie sich, wenn sie zur Gentrifikation eines Stadtteils beigetragen haben, nicht ohne weiteres wieder vertreiben. Etliche entwickeln ebenfalls geschäftliches Geschick, denn Kunst ist ja eine gute Ware. In einer prosperierenden Stadt wird immer mehr Kunst benötigt. Die jungen Stadtprofessionellen haben Künstler gern neben sich, weil Kunst inspiriert, die Werke für die Büros gebraucht werden. So wird selbst jene, vielleicht gerade jene Kunst ein Standortfaktor, die der Gesellschaft, die sie nährt, einen Spiegel vorhält, damit sie nicht in Selbstgenügsamkeit erstarrt.

Trotzdem braucht Kunst immer wieder freien und billigen Raum. Dieser ist

in unseren Städten kaum noch zu finden, je mehr sie prosperieren, desto weniger, obgleich sie gerade dann Kunst am meisten bräuchten, um sich in ihr zu spiegeln und nicht nur im eigenen Putz. Die Stadtplaner würden am liebsten jede Ecke ausfegen, mehr als es der Markt vermöchte. Je mehr man sie gewähren lässt, desto aufgeräumter, schöner, aber oft langweiliger wird die Stadt. Dass Stadtteile einen Auf- und einen Abschwung nehmen können, sollte wegen der Dynamik dieser Prozesse nicht beklagt, sondern begrüßt werden. Manchmal kommen Entwicklungen auch an ihr Ende. Wenn Kunst keine Kraft mehr besitzt, wenn ihre Zeit vorbei ist, dann wird aus einem Künstlerviertel eben ein teures und belangloses Pflaster wie zum Beispiel Schwabing in München. Die aufgeräumte Stadt glänzt mit den weltweit eingekauften Werken der großen Meister oder die Honoratioren des örtlichen Kunstverein setzen ihre Matadore durch. Man kann von Glück sprechen, dass das Geld immer knapp ist. Worauf es ankäme, sind die schöpferischen Prozesse am und mit dem Ort. Sonst breiten sich überall die internationalen Museumsketten der Kunstrezeption aus.

In den letzten Jahren wurden bei vielen Konversionsprojekten einmalige Chancen vertan. Ein nicht mehr wiederherstellbarer baulicher Fundus wurde oft wegen städtebaulicher Leitbilder mit einer geringen Halbwertszeit abgebrochen und durch banale Wohngebäude ersetzt, wenn es nicht großen Widerstand gab. Bei der Sanierung der Tübinger Südstadt, wo praktisch jede Bruchbude erhalten wurde, kann man heute sehen, wie produktiv der Fundus genutzt werden kann. Interessant ist, wie nahe wirtschaftliche und künstlerische Innovation liegen können. Es wird doch niemand behaupten wollen, hinter der Glitzerfassade der Verwaltungsbauten herrsche ein innovatives Klima, fände Arbeit statt, die man als schöpferisch bezeichnen könnte. Interessant ist auch, dass innovative Milieus heute nicht nur in Metropolen entstehen, sondern auch in der Provinz.

Verlassen wir das New Yorker, Pariser, Londoner Flair und blicken wir in

unsere einfachen Wohnsiedlungen, die Objekte von Sozialprogrammen. Was wäre weiter entfernt von Kunst als diese Siedlungen?

In Frankfurt hat die Nassauische Heimstätte in einer 50er-Jahre-Siedlung ein interessantes Experiment durchgeführt. Wenn in solchen Siedlungen überhaupt eine bauliche Veränderung stattfindet, dann werden senkrecht zu den parallelen Hauszeilen neue Wohnzeilen eingefügt. Damit ist sozial und kulturell nicht viel gewon-

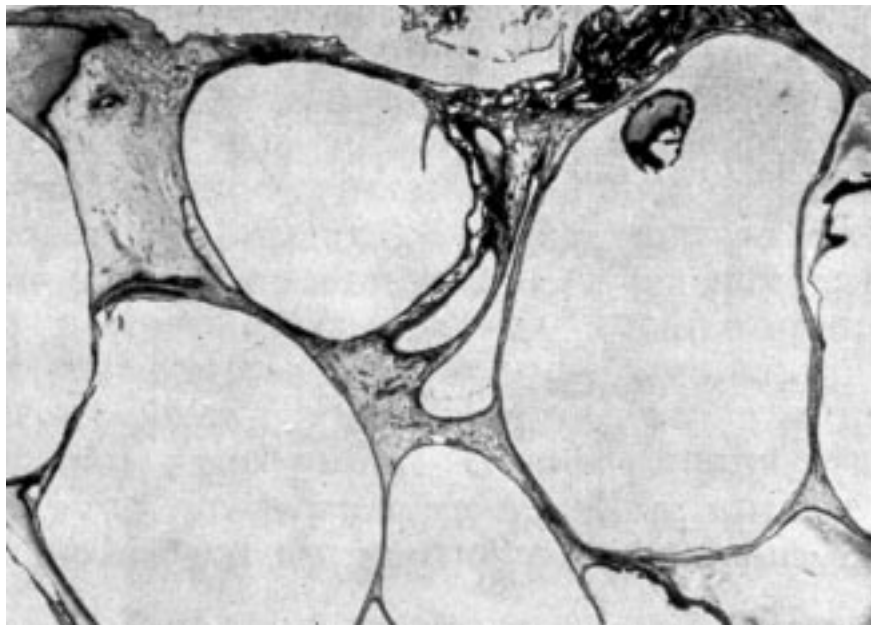
häuser gebaut. Es besteht eine große Nachfrage. Vor einem Jahr wurden Garagen abgerissen und sechs neue Wohnateliers gebaut. Eine Künstlerin berichtete mir, die Anwohner der Straße zeigten Interesse und manchmal Befremden. Die Gewofag sei sehr stolz auf ihr Produkt.

Die Idee ist: Kunst in die Wohnsiedlungen. Wohnungen mit Ateliers für Künstler, die von ihrer Arbeit leben und einen professionellen Anspruch haben. Einen Kunstbegriff gibt es

lungen informelle Arbeit gibt und viele Bewohner darin recht geübt sind, ergeben sich vielleicht Berührungspunkte: Kunst ist ein universelles Medium, teils non-verbal, sie erschließt sich vielen im Tun.

Ich wollte zwar nicht von Programmen sprechen, nicht, weil Programme nicht sinnvoll sind, sondern weil sie oft mit political correctness ausgeführt werden, was meistens nicht sehr kreativ ist. Aber auf ein Programm in Den Haag möchte ich hinweisen, weil es die skizzierte Vision unterstützen könnte. Hier gibt es ein Beschäftigungsprojekt zur Förderung von Selbständigen in benachteiligten Gebieten. Kern des Projekts ist ein Tourismusprodukt, auf der Grundlage der Erzeugnisse ethnischer Unternehmer. Es geht davon aus, dass eine vielkulturelle Stadtgesellschaft ausreichend viele Potentiale hat, um hieraus auch ein Tourismusprodukt zu entwickeln, das sich selbst trägt und auch die einzelnen Unternehmen stützt. Exotisches ist immer interessant. Und wer weiß schon, dass auch in unseren Städten Exotisches produziert wird? Daraus hat die Stadt eine Rundfahrt zu den ethnischen Produktionsstätten zusammengestellt, die immer beliebter wird. Mit einer Rundfahrt zu unseren Künstlern erschlossen sich als ein Sekundäreffekt vielleicht auch Verdienstmöglichkeiten für andere. Es gäbe viel zu organisieren. Das können ausländische Jungendliche möglicherweise besser als lustlos die Schulbank drücken, wie mancher illegale Handel ja zeigt. Mit dem legal verdienten Geld kommt auch die Anerkennung, mit das wichtigste, was alle Menschen brauchen.

(Die Wohnungswirtschaft 6/2001)



nen. Die Nassauische Heimstätte hat es gewagt, statt dessen Wohnateliers für Künstler zu bauen, noch dazu in Holzsystembauweise und sehr preisgünstig. Die Entscheidung wurde über die Köpfe der Bewohner hinweg getroffen, weil – vermutlich zu Recht – befürchtet wurde, die Bewohner würden sich gegen die Künstler aussprechen. Das wäre ja dort, wo die integrierten Mittelschichten wohnen, auch nicht anders gewesen. Für die Künstler war die Idee sicherlich auch zwiespältig. Auf der einen Seite eine geringe Miete für einen optimalen Raum, auf der anderen das Milieu! Aber das Projekt war sehr erfolgreich. Die Bewohner lieben ihre Künstler und sind stolz darauf, was sich in ihrer Wohnsiedlung ereignet. Jetzt kann sie positive Schlagzeilen bekommen. Jetzt kommen fremde Besucher. Es ist immer etwas los. Man hat etwas zu reden.

In München Neuhausen hat die Gewofag in den 30er Jahren in einer ganz normalen Wohnstraße Atelierwohnungen integriert in ihre Wohn-

zweckmäßigerweise nicht, weil er sicherlich falsch wäre, zumindest einengend, wie die meisten Zuordnungen, die heute gemacht werden, so, wie zum Beispiel Kunst und Design kaum noch zu unterschieden sind. Eine Idee ist kein Konzept, sondern eine Vision. Eine Vision ist eine Strategie für das Handeln, und sie sieht folgendermaßen aus. Zunächst gilt es, keinen pessimistischen Blick mehr, wie er den Sozialprogrammen zugrundeliegt, auf die benachteiligten Wohnviertel zu werfen, sondern einen optimistischen, der davon ausgeht, dass die Menschen noch immer lieber etwas sinnvolles als etwas sinnloses tun. Dann wird preiswerter und geeigneter Raum für künstlerische Aktivitäten angeboten – in der Siedlung oder am Rand. Platz gibt es ja genug. Vielleicht genügt es, eine alte Garage oder ein nicht mehr funktionierendes Einkaufszentrum nicht abzureißen. Diese Räume werden an junge kreativ arbeitende Menschen vermietet. Dann einfach abwarten. Da es in diesen Sied-

Zauber Multimedia: „Wir sind gerüstet“

■ Jeder weiß oder merkt es schon: Mit den neuen Informationstechnologien bahnt sich etwas Neues in der Kommunikationskultur in den Unternehmen und zwischen den Unternehmen und ihrer Umwelt an. Informationen stehen frei zur Verfügung. Es wird gesagt, Herrschaftswissen würde sich verflüchtigen. Für viele technische, ökologische und soziale Probleme scheint es plötzlich Lösungen zu geben. Die Faszination der neuen Technologien ist groß, wie die eines neuen Spielzeugs. Richtig ist: Die Revolution der Informationstechnologie kennt keine Mauern. Sie macht auch vor der Wohnungswirtschaft nicht halt. Wohnungsunternehmen rüsten auf nach dem Motto: Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Ist das wirklich ein kluger Satz? Vielleicht bestraft das Leben den, der vorschnell und unüberlegt handelt, oder vor all dem Neuem die liegegebliebenen Probleme nicht sieht. Denn wenn wir die Zukunft gewinnen wollen, müssen wir uns der Gegenwart versichern und fragen: was geschieht hier eigentlich mit uns? Was lassen wir zu? Eine Informationsgesellschaft ist per se keine humane Gesellschaft. Sie ist auch keine Wissensgesellschaft, also eine Gesellschaft, in der die Menschen in der Lage sind, als „autonome“ Persönlichkeiten Informationen zu selektieren und zu bewerten, um dann zu entscheiden. Was also bedeutet Multimedia für Stadt und Wohnen? Dazu drei Anmerkungen.

Die Informations- und Kommunikationstechnologien verändern unseren Arbeitsbegriff und die Raum-Zeit-Dispositionen

Die knappe Ressource in unserem Leben ist die Zeit. Ein ganzes Jahrhundert lang haben wir sie eingeteilt in geregelte Arbeits- und in Freizeit. Bei der Eroberung der Zeit hat sich die Arbeit gegenüber allen anderen Tätigkeiten als überlegen erwiesen. Mit Geld, dem universellen Medium, bezahlt, wurde Arbeit Erwerbsarbeit und zum Synonym für Anstand und Wohlstand. Es sah aus, als wären wir zu etwas anderem als für Geld zu

arbeiten gar nicht mehr fähig. Daraus ist einerseits eine Zeitvergeudungsgesellschaft geworden, andererseits war die Tages-, Wochen-, Jahres- und die Lebenszeit zuverlässig strukturiert.

Heute leben schon sehr viele Menschen andere Zeitformen als noch vor wenigen Jahren. Durch die neuen Technologien findet eine enorme Beschleunigung der Zeit statt. Im Internet wird nicht mehr zwischen Arbeits- und Freizeit unterschieden, teils auch nicht zwischen Beschäftigung und Erwerbsarbeit. Vor allem verändert die Telearbeit, eine der künftigen Arbeitsformen, die Zeitdispositionen. Man arbeitet dann, wenn es etwas zu tun gibt, und nicht bloß dann, wenn Arbeitszeit festgelegt ist. Das wird als ein Gewinn an Freiheit gefeiert, vor allem für die Frauen und Familien. Die Zeiteinteilung sei disponibler und könne besser mit dem Alltagsleben in Einklang gebracht werden. Aber prinzipiell gibt es immer etwas zu tun. Die Konkurrenz erzwingt die permanente Kundenorientierung. Irgendwo gibt es immer ein Problem, das schnell gelöst werden muss. Denn der Wert der Information bemisst sich an der Zeit, in der sie zwischen Anbietern, Kunden, Konkurrenten gehandelt werden kann. Neu ist die „Echtzeit“, wenn wir Ereignisse in dem Moment erleben, in dem sie geschehen, ja sogar selbst Teil des Geschehens sind. Aber diese Gleichzeitigkeit bedeutet einen Verlust an zeitstrukturierenden Elementen. Wir befinden uns in einem Dilemma: auf der einen Seite sehnen wir uns nach Struktur – Feiertage, Beginn und Ende von Arbeitszeit, Ladenöffnungszeit usw. –, auf der anderen Seite verlangen und genießen wir Dienstleistungsgesellschaft rund um die Uhr.

Manche sagen, mit den Informationstechnologien gehe uns die Arbeit aus. Richtig ist, dass wir heute schon viel mehr Arbeit abschaffen könnten als wir es tatsächlich tun. Falsch ist, dass die Arbeit ausgeht. Arbeit gibt es in Hülle und Fülle. Wenn wir keine Arbeit haben, schaffen wir sie. Das Problem ist, sie in bezahlte Erwerbsarbeit zu transformieren. Aber vielleicht werden die neuen Technologien zu neuen Antworten auch auf diese Frage

führen, wenn sich nämlich mit ihnen die Tauschweise ändert, wenn Geld nicht das alleinige Äquivalent ist. Wir können uns dann fragen, wie wir die Lebenszeit, unsere knappe Ressource, verwenden. Schon wird mit neuen Zeitbegriffen experimentiert wie: „Eigenzeit“, „Bürgerzeit“, „Bildungszeit“, die das Paar Arbeits- und Freizeit ersetzen. In Deutschland sind 22 Millionen Menschen Mitglied in einem Verein. Eine Studie ergab, dass sich viele Menschen in Bürgerarbeit engagieren würden, wenn die Bürokratie nicht allenthalben Hindernisse errichtete. Der Deutsche Bundestag hat eine Enquête-Kommission „Zukunft des bürgerschaftlichen Engagements eingesetzt“. Es gibt offensichtlich andere Werte als das schnelle Geld, nämlich Anerkennung und Reputation.

Die Beschleunigung der Zeit wirkt sich auf die Organisation der Stadt und das Wohnen unmittelbar aus. Just in time bedeutet permanente Mobilität. Die Stadtgesellschaft ist eine Zeitgesellschaft. Eine enorme Zunahme des Verkehrs wird vorhergesagt. Die bisher Zeit und Raum strukturierenden Ordnungen gelten nicht mehr. Die Stadt ist der Ort der Zivilisation. Wenn wir – noch – davon ausgehen, dass der Mensch ein biologisches Wesen ist, Teil also der Evolution, dann wird die Diskrepanz zwischen der Naturzeit und der zivilisatorischen Zeit immer größer. Unsere Natur und unsere Tätigkeiten in der materiellen und in der virtuellen Stadt laufen in unterschiedlichen Zeittakten ab. Das führt zu Reibungen und schmerzhaften, als Zivilisationskrankheiten bezeichneten Störungen. Kein Wunder, dass der Wunsch besteht, diese Prozesse zu stoppen, zu begrenzen oder zu steuern. Man hört von Topmanagern der IT-Branche, dass sie die Kabel zu ihrem Haus gekappt haben. Wir tun aber in unseren Wohnsiedlungen wenig dagegen, ja im Gegenteil erlauben wir mit dem Kabellegen das Eindringen der höchstdenkbaren Geschwindigkeit, der Echtzeit-Information, in einen Raum, den wir schützen wollten. Natürlich soll jeder selbst entscheiden, wie er seine Zeit verbringen möchte, ob er sie ganz mit den neuen Technologien verbringt. Die

zentrale Anforderung an die Wohnung und an die Wohnsiedlung lautet heute trotzdem: welche Möglichkeiten gibt es für die vielen neuen unterschiedlichen Zeitdispositionen, die uns heute erzwungenermaßen oder freiwilligerweise offenstehen? Wie können wir unsere Zeit verbringen?

Die Informations- und Kommunikationstechnologien verändern das Verhältnis von Öffentlichem und Privatem

Öffentlich und privat, öffentlicher und privater Raum, sind juristisch exakt abgegrenzte Kategorien. In der europäischen Bürgerstadt war diese Unterscheidung prägend. Erst sozialistische Ideologien haben sie verwischt. Aber bis heute gilt uns die Unverletzlichkeit der Wohnung als Menschenrecht. Mit den neuen Technologien höhlen wir dieses selbst aus, und es zeichnen sich gravierende Veränderungen des Verhältnisses zwischen Öffentlichem und Privatem ab.

Gewiss, schon immer durchdrangen sich Privates und Öffentliches. Die Zeitung, das wichtigste öffentliche Medium, kann man im Café lesen – oder zu Hause. Rundfunk, später Fernsehen und jetzt Internet lassen das Öffentliche ins Haus hineinkommen. In der Netzgesellschaft aber transportieren wir über die öffentlichen Kanäle neuerdings Privates ins Private und zurück. Wer will, kann sich präsentieren. Wir können virtuell mit ansehen, wie andere ihre Zeit in ihren privaten Räumen verbringen. Das Internet bringt Häuslichkeit und Harmonie ins Heim zurück. Zur gleichen Zeit entwickelt sich der „echte“ öffentliche Raum draußen vor der Tür in mehrere Richtungen: Verfall und Ort der Schnittlinien von Konflikten, Ort von Belanglosigkeit und Gleichgültigkeit oder Dekoration, von den virtuellen Cyberwelten kaum noch zu unterscheiden. Stadt zwischen Verfall und Erlebnisraum.

Die Informations- und Kommunikationstechnologien verändern die Schemata der sozialen Determinierungen

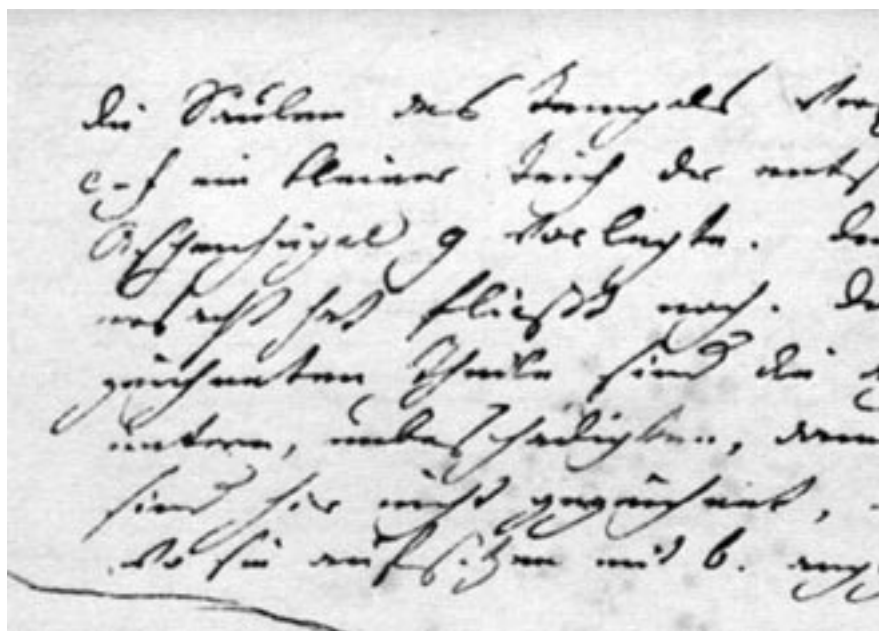
Der neue Rohstoff heißt: Information, ihr Transport: Kommunikation. Neue Rohstoffe und Technologien haben immer die soziale Konfiguration der Gesellschaft verändert. Wer mit dem

neuen Rohstoff umzugehen weiß, sieht sich als Gewinner. Heute sind das die sogenannten Wissensarbeiter. Wer mit den neuen Technologien nichts anzufangen weiß, wird zum sogenannten Modernisierungsverlierer oder – wie die Alten – zum Objekt des Online-Sozialarbeiters.

Aber die Kriterien oder Normen für Gewinnen und Verlieren sind nicht mehr eindeutig. Unsere überkommenen Vorstellungen von Gewinnen oder Verlieren, von Erfolg oder Scheitern usw. sind durcheinandergeraten. Die Rezepturen für „das Gewinnen“ jedenfalls sind mit den Informations- und Kommunikationstechnologien neu gemixt worden. Mit am meisten haben die neuen Medien die Beziehung zum Geld verändert. Früher war der Handel mit Aktien wenigen vorbehalten, heute fiebert ein ganzes Volk mit der virtuellen Börse. Die Dynamik der Entwicklungen nimmt keine Rücksicht auf

Bindungen an Familie, Tradition oder Religion Struktur in seine Zeit zu bringen, ist er nicht mehr der Verlierer, sondern der Gewinner. Wenn nur der Geldwert zählt, können die letzten die ersten sein. Ob solche Gedanken bei den Projekten des Programms „Die soziale Stadt“ angebracht sind?

Aber auch im formellen Sektor gibt es nicht nur Gewinner, sondern auch neue Segmentierungen; denjenigen, die die neuen Informations- und Kommunikationstechniken nur anwenden; die, die Technologien wie eh und je nutzen, um neue Herrschaft aufzurichten: diejenigen, die sie künstlerisch kreativ nutzen, um ein besseres Leben zu führen. Es gibt Hinweise darauf, dass sich eine neue Elite herausbilden, die jenseits des Gelderwerbs nach Glück oder nach Reputation strebt und die für das Leben erforderlichen Netzwerke über die neuen Medien knüpft: netbehind.net. Dass damit Geldreich-



Befindlichkeiten oder Fähigkeiten. Der mühevoll Strebsame kann der Dumme werden, die Cleveren sind obenauf bis neue kommen. Die informelle Welt gewinnt gegenüber der Formalen an Gewicht, fatal für unsere sozialen Systeme. Um ein Beispiel zu bringen: Ein jugendlicher Migrant ohne jede Ausbildung kann mit seinen zwei Handys in kürzester Zeit mehr Geld einstreichen als ein brav arbeitender Lehrling. Das Beispiel ist Verführung, Provokation und gefährlich. Wer es nachahmt, wird scheitern, wenn ihm Familie, Schule, Vereine keine Struktur mehr bieten, sondern nur noch die Gang da ist. Wenn es dem Handyman gelingt, über

tum entsteht, ist natürlich nicht ausgeschlossen. Es steht auch nicht fest, ob die Gewinner glücklich sein werden.

Die Multimediawelt ist faszinierend. Sie kann unsere Kreativität beflügeln, sie wirbelt verfestigte Strukturen durcheinander und bietet neue Chancen. Die Frage ist offen, ob wir mit ihnen mehr Freiheit erlangen oder ob das Medium wieder Abhängigkeiten neu schafft. Wer Kabel legt, sie anwendet oder anbietet, sollte sich dieser Gradwanderung und seiner Verantwortung bewusst sein.

(Die Wohnungswirtschaft 3/2001)

„Create your own ...!“

■ „Gestalte selbst!": das Sandwich, ein Bild, Musik, den Anzug, die Möbel! Auch die Wohnung und das Haus?

„Create your own ...!“ – Trend? Modeerscheinung einer Spaßgesellschaft? Marketinggeck? Botschaft der nahen Zukunft? moderne computeranimierte Variante des Volkshochschultöpferkurses, des Malkurses für Lehrerinnen auf griechischer Insel? ernsthafter Versuch, individuelle Kreativität zu entfalten, Identifikation durch Selbstproduzieren? die gute alte Partizipationsideologie im neuen Tool-Gewand?

Was ist davon schon zu sehen? Wie nahe liegen Werbung für Konsumtion, Beschäftigungstherapie und Kreativität selbständig handelnder Menschen beieinander? Sind die neuen Tools, die uns angeboten werden, tatsächlich Werkzeuge für Kreativität oder bewegen wir uns doch nur surfend auf vorprogrammierter Windowsoberfläche? Illusionen ohne Tiefe? „Create your own!“ – der Supertrick? Ein durchorganisierter Abenteuerurlaub mit Vollkaskoversicherung?

Gibt es nicht vielmehr gegenteilige Trends, die viel stärker sind: Geführt werden wollen. Eine Elite bewundern wollen. Pilgern nicht Millionen Menschen zu den globalisierten Wallfahrtsstätten der Kunst, um vor van Gogh, Picasso, Cezanne erschauernd sich zu verneigen – oder den Weltmarktpreisen dieser Gemälde? Von Biennale zu Biennale kiloschwere Führer nach Hause schleppen, statt selbst etwas Kreatives zu tun.

Ist „create your own!“ ein Thema für die Wohnungswirtschaft? Oder möchte man sich gerade beim Wohnen dem fürsorglichen Schöpferarchitekten anvertrauen oder der Wohnberatung und gar nicht so viel selbst entscheiden? Gar nicht die Möglichkeiten der Technologie ausschöpfen, sondern im Gegenteil, sie dorthin belassen, wo sie hingehören: in der Arbeitswelt?

Man möge hier keine eindeutigen Antworten erwarten.

Unterstellen wir aber hoffnungsvoll, dass die Menschen nicht nur konsumieren, sondern in ihrem Leben etwas Konkretes schaffen oder zumindest das



Gefühl haben möchten, etwas Originelles, Einzigartiges getan zu haben, was ihrer Einzigartigkeit Ausdruck verleiht. Ist das nicht so, dann müssten wir uns um die Zukunft ernste Sorgen machen.

Kreativ zu sein ist in einer bürokratisierten Welt schwierig. Was könnte man Konkretes herstellen? Das heutige Wirtschaften bietet nicht vielen Menschen die Möglichkeit, schöpferisch zu sein. Manche Branchen haben aber dieses Bedürfnis erkannt und darauf schon reagiert. Zum Beispiel vermittelt die Autoindustrie den Käufern die Illusion, ihr aus einem langen Elementekatalog zusammengestellte Auto werde ein Unikat und einzig für ihn, den Kunden, hergestellt. Manches scheint also dafür zu sprechen, dass „create your own!“ Ein marktrelevantes Bedürfnis darstellt. Einige Beispiele:

Essen

In New York gibt es eine Sandwichkette mit vielen Filialen – vermutlich ein Franchisesystem – mit Namen „cosi“. Der Slogan lautet „Create your own Sandwich!“ Mittags ist in den in einfachen, aber raffiniertem Design gestalteten Restaurants kaum ein Platz zu finden. Die Kette muss sehr erfolgreich sein. Die Sandwiches sind ziemlich teuer. Das Erfolgsrezept dürfte darin liegen, dass der Esser sein eigenes Sandwich je nach Appetit, Vorlieben, Geldbörse aus zahlreichen, sorgfältig

zubereiteten Zutaten und frisch gebackenem Brot selbst zusammenstellen kann. Jedes Sandwich ist ein selbstkreatiertes Original. Kein Zwang, mehr oder etwas anderes zu essen als man verträgt. Neue Kombinationen können ausprobiert werden. Diese Kette erfüllt das Bedürfnis einer modernen Aufsteigergeneration, die sich außerhalb ihrer Arbeitswelt frei und ungezwungen fühlen möchte. Die Krawatten werden hochgeklappt. Man ist ein Esser. Die moderne Logistik der Kette macht es möglich, diese Wünsche nach individuellem Essen zu erfüllen.

Kleidung

Anzüge von der Stange kaufen, galt dem wohlhabenden Bürgertum als unfein. Man ließ maßschneidern. Der Bauch wurde kunstreich retuschiert. Die Kleider von der Stange passen tatsächlich meistens nur den Kids und den Schlankgebliebenen. Das Maßgeschneiderte ist unbezahlbar. Das muss nicht so bleiben. Man wählt Stoff, Farbe, Schnitt – Models zeigen, wie das Kleid aussehen könnte –, lässt sich elektronisch vermessen und der computergesteuerte Roboter schneidert eine Maßkleidung höchster Präzision zu einem erschwinglichen Preis.

Musik

Der große kanadische Pianist Glenn Gould hat die folgende Vision schon

1995 entworfen und zwar in einem Aufsatz über Original und Plagiat:

„Mit immer größerer Wahrscheinlichkeit wird die schöpferische Hervorbringung eines Werks künftig ein Vorgang sein, an dem mehr als eine Hand beteiligt ist, so dass die Konstatierung herausragender Fähigkeiten eines einzelnen immer weniger bedeuten wird. Es ist sehr gut möglich, dass es schon in naher Zukunft Do-it-Yourself-Laboratorien der Tonaufzeichnung zum Hausgebrauch geben wird, die die Phantasie selbst des beschränktesten Anlagenbesitzers von heute befeuern würden. Und es wäre nur ein kleiner Schritt darüber hinaus, wenn ein Publikum sich unmittelbar schöpferisch betätigte, um sich so sein eigenes Kunstwerk zu schaffen.“

Gould weiß, er betritt hier ein schlüpfriges Terrain, wo die Etablierten des Kunstbetriebs und ihre Feuilletons Fallen gelegt haben. Was ist ein schöpferischer Vorgang? Was ist Kunst? Das kann doch nicht jeder. Es muss Kriterien geben. Es ist doch nicht alles gut, was machbar ist. Kunst ist doch kein Hobby, sondern eine ernsthafte Auseinandersetzung mit unserer Zeit. Gibt es keine Kriterien der Ästhetik? Geht jetzt nicht der letzte Halt, den uns die großen Meister der Kunst anbieten, indem sie uns zur Anbetung aufrufen, verloren? Wo bleibt die Ehrfurcht vor dem großen Werk? Keine Avantgarde mehr, keine Vorreitertruppe? Wem sollen wir den Fortschritt anvertrauen? Doch nicht der Wissenschaft! Wer hält die ethischen Maßstäbe aufrecht? Zu wem sollen wir pilgern? Wessen Biographie dürfen wir erforschen und sie in Entwicklungsphasen einteilen: blau, grün, gelb, schwarz? Und so fragt er:

„Ist das nicht die Vision einer furchtbaren Zukunft, die jede Disziplin verloren hätte?“

Und Goulds Antwort: „Ich kann nur sagen: ich sehe das nicht so. Man gewinnt in dem Maße an Disziplin, in dem man sich bildet. Mir scheint, dass, sofern unsere Zukunft überhaupt ein Versprechen birgt, dieses sich auf die Integrität des schöpferischen Akts gründen wird, auf seine Freiheit von den Beschränkungen, die falsche Ansprüche der Geschichte ihm auferlegen wollen, auf seine Muse, seine Spontaneität und seine Privatheit, aber vor allem auf seine Notwendigkeit für das Wohlbefinden des Individuums.“

Paradoxerweise sind alle jene Mittel, mit denen Kunst ein Mehr an Kommunikation zu erreichen, der größtmöglichen Hörerschaft sich nahezubringen und gegen das zerstörerische Werk der Zeit ihr Fortbestehen zu sichern sucht, dazu geeignet, dem Hörer dabei zu helfen, wirkliche Unabhängigkeit des Urteils zu bewahren“ (aus: *lettre* 2/1995).

„Bildende Kunst“

Im www finden wir auf der Seite der Kunsthochschule Leipzig ein Projekt *body*. Man kann hier einen Menschen aus unterschiedlichen Teilen zusammenfügen und das Ergebnis analysieren. Das Zusammenfügen kann durch ein Zufallsprinzip erfolgen. Solche Projekte mögen spielerisch gemeint sein, manche mögen sie als Spektakel einer Spaßgesellschaft abtun, aber sie könnten auch als eine künstlerische Auseinandersetzung mit aktuellen Entwicklungen in der Medizin und Biotechnologie verstanden werden, wo ja die Vision besteht, Ersatzteile für den Menschen produzieren zu können.

Unter netart.with1click.com wird das Spektrum der neuen Kunstrichtung Netart ausgebreitet. Zu finden ist eine Firma, die anbietet: *make your own picture!* Aus Tools kann man sein eigenes Pop-Art-Werk zusammensetzen.

Ein anderes, komplexeres und auch im Kontext der Debatte „Was ist Kunst?“ ernst zu nehmendes Angebot zum Selbsterstellen von Kunst, werden wir Ende 2001 im Internet aufrufen können (www.bruzatimber.com). Das Produkt wurde an einer US-amerikanischen Kunsthochschule entwickelt. Wie funktioniert es? Welche Idee steckt dahinter?

Wieder ist der Fokus: „Original“ statt Massenprodukt. Die Entwickler nehmen an, dass die Menschen unerfüllte Sehnsüchte nach Konkretem haben und dass sie in einer Zeit der Beliebigkeit und Vielfalt ihre Individualität durch Originale bestätigen wollen. Niemand kann mehr die schätzbaren Reproduktionen Mirós, Picassos, Hundertwassers usw. sehen, die in die Rechtsanwalts-wartezimmer vorgedrungen sind.

Das Kunstprojekt wendet sich an die integrierte aufsteigende Mittelschicht und die hedonistische Oberschicht. Im Zentrum stehen die – ewigen – Fragen zur Identität und zur Individualität. Weshalb gerade ich? What am I doing

here? Was wäre wenn? Weshalb dieses Geschick? Weil darauf kein Gott eine Antwort gibt, sehnen wir uns nach Klarheit und Schönheit, nach Einheit in einer fragmentiert, grausam, hektisch, zersplittert, ungerecht empfundenen Welt. Das neue Kunstprojekt möchte ein Markenzeichen kreieren für die ästhetische Transformation des Banalen, Lächerlichen, Tragischen, Törichten, Abstoßenden zum Zwecke der eigenen Akzeptanz der Unzulänglichkeit des einzelnen Menschen. Es wird behauptet: Die Gegenstände für die Kunst liegen buchstäblich auf der Straße. Denn nahezu jeder Gegenstand beinhaltet menschliches Handeln, also Geschichte.

Bei dem Projekt handelt es sich um einen Dialog zwischen einer Firma, die eigentlich bloß eine Plattform für die Phantasie darstellt („we give your fantasy a structure“ laut der Slogan), und dem Klienten. Die Firma hält ein großes Archiv mit Material vor, ferner Tools und zeigt Wege auf, wie Materialien zu Design- oder Kunstwerken transformiert werden können. Anhand eigener Produkte liefert die Firma dafür einen Beweis und Anregungen. Die entstehenden Werke sind gewissermaßen eine Koproduktion von Firma und Klient, und sie werden auch so signiert. Der tradierte Kunstbegriff – durch die durchlässig gewordene Linie zwischen Design und Kunst ohnedies obsolet – wird kräftig geschüttelt.

Häuser

Können wir uns das folgende Szenario vorstellen?

Künftig werden Wohnungen nurmehr im individuellen Auftrag des Käufers gebaut. Raum- und Ausbauelemente werden in einem virtuellen Katalog mit festen Preisen angeboten. Der Käufer kann von einem Architekten fachlich beraten das Haus selbst zusammenfügen. Das Ergebnis der Planung wird per Datenträger zur Produktion übermittelt, bestätigt und der Einzugstermin wird auf den Tag genau festgelegt.

Es wird automatisierte Montagebetriebe geben, in denen möglicherweise auch andere Produkte als Häuser hergestellt werden. Hier werden die Elemente und Module des Hauses mit Robotern zusammengefügt. Subunternehmen sind an das Montageband angedockt und liefern ihre Teilmodule just in time.

Die fertigen Module werden mit Spezialfahrzeugen oder sogar per Hub-schrauber zum Bauplatz transportiert und dort auf fertigen Fundamenten von einem Montagetrupp in wenigen Tagen montiert.

Das Produkt wird über ein Vertriebsunternehmen gemanagt, das den Käufern ein Paket anbietet: Planung, Beratung durch den Architekten, Finanzierung, Versicherungen, Rechtsberatung, Vertragsabschlüsse mit der Multimedia-, Energie- und Wasserversorgern, kompletter Service für Wartung, Mobilitätsgarantie und vieles mehr. Auch Sicherheitsservice zum Beispiel für Ältere ist im Angebot. Die Vertriebsunternehmen arbeiten eng mit den Netzwerken der Immobilienwirtschaft zusammen. Ihre Aufgabe ist es, geeignete Grundstücke zu besorgen.

Die klassischen Bauträger verschwinden. Es gibt nur Bauherren oder Baugemeinschaften. Gerade soziale Gruppen, die auf öffentliche Förderung angewiesen sind, werden an einen eigentümerähnlichen Status heran geführt und bekommen die Möglichkeit, ihre Wohnung selbst zu gestalten. Der alte Partizipationsgedanke erhält mit den neuen Tools eine neue Grundlage.

Die Städte und Gemeinden greifen nicht mehr in das private Leben der Bürger ein. Sie formulieren lediglich Leistungsaufträge für eine „nachhaltige Stadtentwicklung“, also Zielindikatoren in bezug auf Ökologie, städtebauliche Grundstrukturen und bauliche Dichte und – im Falle öffentlicher Förderung – soziale Aspekte und schließen darüber Zielvereinbarungen mit den Privaten. Wie diese Leistungsaufträge und Ziele erfüllen, ist ihre Sache.

Längst haben sich die Handwerker neu orientiert, um in der Konkurrenz bestehen zu können, haben z. B. Serviceunternehmen gegründet, die vorgefertigte Produkte zusammenfügen. Es kommt zu einer weiteren Liberalisierung der Dienstleistungen bei der Hausversorgung.

Die automatisierte Produktion erlaubt die ständige Fortentwicklung und Produkterweiterung und -variation. Dynamik ist immanenter Bestandteil des Produktionssystems. Es entstehen auf diese Weise neue Arbeitsplätze auf höherer Qualifikationsstufe. Der traditionelle Wohnungsbau ist nicht mehr konkurrenzfähig. Die neuen, mit Robotern gefertigten Elemente und Module eignen sich auch für den

Export. Es entstehen neue Märkte. Die volkswirtschaftlichen Kosten für den Wohnungsbau sinken.

Der beim Wohnen so starke Wunsch nach Individualität oder etwas Eigenem wird mit den Mitteln der neuen Technologien erfüllt. Dieses Eigene ist nicht zu verwechseln mit „Eigentum“, sondern mit dem Recht, selbst gestalten zu können. „Selbst gestalten können“ wird ein Marketingfaktor der Anbieter.

Wie realistisch sind solche Visionen?

Wenn wir betrachten, welche Entwicklungen sich heute außerhalb unserer Beeinflussungsmöglichkeiten abzeichnen, ist es durchaus naheliegend, dass die das Lebensgefühl der kommenden Generation kennzeichnende Botschaft „Create your own ...“ lautet wird, egal ob es sich um ein Sandwich, Kleidung, Möbel oder das Haus handelt. Solche unbeeinflussbaren Entwicklungen sind die Biotechnologien oder die Gehirnforschung, die das Bild, das wir von unserer Existenz haben, radikal in Frage stellen. Die US-Amerikaner haben sich sogar die Beherrschung des Wetters vorgenommen. Die Wirtschaftsunternehmen verhalten sich wie Quecksilber, sie teilen sich um in neuer Form fusioniert wieder aufzutauchen. Es ist kein Verlass mehr auf unsere Umwelt. Tradition zerrinnt. Da wächst der Wunsch nach konkretem, schöpferischem Handeln. Ob es sich dabei um – psychologisch gesehen – Ersatzhandlungen oder Kompensation handelt, mag bewerten, wer will. Was echt ist und was nicht – dafür gibt es ohnehin keine eindeutigen Kriterien. Hauptsache ist, dass der einzelne sich wohl fühlt.

Die skizzierten Ideen und Märkte richten sich an aufsteigende integrierte Gruppen. Sie sind genau auf die Milieuspezifik der Bedürfnisse hin konzipiert. Denn sie erfüllen ja den Wunsch nach Darstellung in dem Umkreis, in dem man leben möchte. Aber unabhängig davon besteht das besondere darin, dass diese Projekte tatsächlich kein Endprodukt verkaufen und auch nicht für ein bestimmtes Endprodukt werben, sondern mit dem Vorgang, dem Herstellungsprozess: Create your own! Diese Aufforderung ist kein Bluff. Die Unternehmen setzen auf die Kreativität der Kunden und sie bieten dafür lediglich eine Struktur. „Wir geben Ihrer Phantasie eine Struktur“

lautet das Werbeposter eines New Yorker Universität in der Metro. Das könnte die Antwort und das Angebot der Unternehmen sein, die individualisierte Produkte anbieten. Die technologische Basis ist vorhanden, die Relevanz für den Arbeitsmarkt enorm, doch die Nachfrage? Überall ja, aber beim Wohnen, nein?

Ob die These vom Bedürfnis nach Schöpferischem zutrifft, wird der Markt zeigen. Aber nicht alle können an diesem sich beteiligen. Wer am wenigsten Geld hat, muss sich am meisten mit Fertigprodukten begnügen. Denn die Individualisierung der Massenprodukte wird nicht unbedingt die Kosten senken. Das gilt beim Essen, der Kleidung und natürlich beim Wohnen. Der Ausschluss vieler müsste eigentlich nicht sein. Denn soziales Wohnen der herkömmlichen Art ist volkswirtschaftlich gesehen ja sehr teuer. Die Bilanz wäre noch katastrophaler, rechnete man die öffentlichen Organisationskosten dieses Systems hinzu. Statt einer Struktur für Phantasie und Kreativität gibt es nur schon vorher und von anderen Angemessenes. Ja man könnte sagen, dass eine Abkehr von der Angemessenheit zu einer Überprüfung der Standards führen und damit zur Kostensenkung beitragen könnte

„Create your own!“ ist eine Antwort auf die Massenproduktion des 19. und 20. Jahrhunderts. Sie ermöglichte vielen Menschen einen höheren Lebensstandard. Wer sich nur einen – maßgeschneiderten – Anzug im Laden kaufen konnte, der immer wieder geflickt und gewendet und sogar an die nächste Generation weitergegeben wurde, wird die billige serielle Massenkonfektion begrüßt haben. Heute können wir diesen Standard nur durch die Ausbeutung der Natur und der Arbeitskräfte der unterentwickelten Länder halten. Jetzt ermöglichen die Technologien wieder Individualität durch die Einzelfertigung. Freilich ergeben sich dadurch immer wieder neue Vereinheitlichungen durch die herrschenden Trends und Moden. Der Wunsch, einem bestimmten Milieu anzugehören, überformt die Individualität. „Create your own!“ führt dann zu einem besseren Leben, wenn wir mit den angebotenen Wahlmöglichkeiten konfrontiert, genügend Bildung besitzen, um selbständige Entscheidungen treffen zu können.

(Die Wohnungswirtschaft 3/2002)

Gärten in die Stadt!

■ Im April wurde in Potsdam die Bundesgartenschau eröffnet. Beim Begleitprogramm präsentiert der Veranstalter eine stattliche Liste von Co-Veranstaltern, darunter auch der Gesamtverband der Wohnungswirtschaft.

Gartenschauen haben mit Gärten nicht viel zu tun. Sie sind ein Megaereignis der Landschaftsarchitektur. Sie wollen uns Städtern Natur nahe bringen. Das ist ein sehr emotionales Thema. Natur ist nämlich etwas Gegensätzliches zur steinernen Stadtplanung und Architektur, ja überhaupt zur technischen Welt. Als Schau nutzt uns Natur aber nichts. Als ein Event wird sie zur Projektionsfläche unserer – versagten – Wünsche, Träume und Hoffnungen, nach Ausgleich rauher städtischer Wirklichkeit. Nur einen Augenblick lang können wir in der artifiziellen Landschaft ahnen, was wir verloren haben: herrliche Pflanzen, wunderbare Steine, glitzerndes Wasser – Elemente, die uns Menschen stark bewegen, die uns faszinieren wie unergründliche Edelsteine, die wir aber außerhalb der Schau, im wirklichen Leben, nicht mehr finden, auch nicht da, wo wir wohnen.

Ich stelle mir vor, wie der Geschäftsführer eines Wohnungsunternehmens oder einer Genossenschaft noch ganz erfüllt von der Ästhetik der Gartenschau vor den Freiflächen seiner Wohnanlagen steht: Abstandsrün, Mülltonnen, Fahrradständer, Mietergärten, 100-prozentig gepflegt oder auch heruntergekommen – ratlos, denn ein solches Naturkunstwerk kann er hier nicht schaffen.

Gleichzeitig sind die Gartenschauen aber auch eine Art Gartenmesse, wo das Sammelsurium der Gartenbauwirtschaft ausgestellt wird, Zäune, Springbrunnen, Bodenbeläge, Pflanztröge, Statuen. Hier finden viele was sie suchen. Ein Alptraum der Freiraumplaner, dieser Kitsch, aber ein großer Markt für ein verbreitetes Bedürfnis: ein Garten.

„Stadtflucht“. Wer eine Familie hat, möchte weg aus der Stadt und ins Eigenheim ziehen. Dafür mögen viele Wünsche zusammenwirken: schlechte

Luft, Lärm, Gefahren. Eine zu kleine Wohnung. Die Verführung des „Landhausstils“. Aber es führt noch ein unerfüllbar erscheinender Wunsch zur Abwanderung ins Umland: eine Wohnung mit Garten.

Was bewegt die Menschen, sich angesichts der Bodenpreise auf einem kleinen Stück Garten Heimat zu suchen? Woher diese Gartensehnsucht? Sind wir modernen Menschen durch die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien nicht längst wieder Nomaden geworden wie unsere Vorfahren, die Jäger und Sammler? Liegt doch der ökologische Sündenfall im Entschluss sesshaft zu werden, zu roden, anzubauen, Vieh zu züchten, feste Häuser zu bauen? Sind wir nicht auch im religiösen Verständnis „Wanderer auf Erden“? Siddharta von Hermann Hesse ist ein Kultbuch des Wanderns und Loslassens geworden. Aber unsere Konditionierung hat sich nach dem Sündenfall nun dahin entwickelt, dass wir beides brauchen: Geborgenheit und Wandern. Ja, es ist sogar dieses Spannungsfeld zwischen Heimatssehnsucht und Heimatverlust, das inspiriert. Ein Beispiel ist der Liederzyklus „Die schöne Müllerin“ von Franz Schubert. Die schöne Frau ist sesshaft, der Mann rastlos und von Sehnsucht geplagt, unglücklich unterwegs. Diese Müllerin ist nicht Shareholderin einer Mühlenaktiengesellschaft, sondern die Mühle ist seit Generationen fest in Familienhand, schuldenfrei. Hier haben sich die Vorfahren niedergelassen, hier wird ihre Arbeit fortgesetzt und das soll zukünftig so weitergehen. Aus Korn wird Mehl.

Was könnte ein Studienrat, ein Krankenpfleger, ein Journalist, ein Sozialwissenschaftler, ein Sozialarbeiter oder ein Beamter heute denn herstellen? Das heutige Wirtschaften bietet nicht vielen Menschen die Möglichkeit, schöpferisch zu sein.

Der Ersatz für die Mühle ist heute, wo der größte Teil der Menschen nicht mehr auf dem Land lebt, das eigene Haus mit dem eigenen Garten. Hier fokussiert die Sehnsucht nach Sesshaftigkeit und Freiheit. Das drückt sich in skurrilen Formen aus. Kitschsymbol ist der Gartenzwerg. Ist dies ein Rückgriff

auf die alte „Agrarromantik und Großstadtfeindlichkeit“, in der das Glück des Landmanns, der abends zufrieden auf der Bank unter dem Baume sitzend sein Tagewerk betrachtet? Ja und Nein.

Dieses Haus der Träume steht nicht in der Stadt. In unseren dicht bebauten Städten kann man sich ein Haus mit Garten, einem Patio, nicht mehr vorstellen. Leben hier zu viele Menschen auf zu engem Raum? Das kann nicht sein. Denn es gibt zahlreiche Beispiele, wie eine hohe Baudichte und der Wunsch nach dem kleinen Fleckchen Garten in Einklang zu bringen sind. Der Garten muss ja nicht unbedingt auf ebener Erde liegen. Die Venezianer haben Geschick entwickelt, Holzgestelle über schräge Dächer zu bauen und herrliche Dachgärten zu errichten. Ein Garten muss ja nicht groß sein, einige Quadratmeter, ein halbes Wohnzimmer etwa, genügen. Hugo von Hofmannsthal sagt: „Was die Möglichkeiten seiner Schönheit betrifft, so ist seine Ausdehnung so gleichgültig, wie es gleichgültig ist, ob ein Bild groß oder klein, ob ein Gedicht zehn oder hundert Zeilen lang ist.“ New Yorks Hochhausdächer sind voller Gärten, Biotope, die sich schon bei Zugvögeln und Schmetterlingen herumgesprochen haben. Es gibt hängende Gärten, es gibt Gärten auf Garagendächern. Dichte ist nicht gleich Dichte. Es gibt die eintönige Dichte der Sozialwohnsiedlungen, die von der Maßzahl her übrigens gar nicht besonders dicht sind, und es gibt die urbane Dichte, eine kleinteilige Dichte und deshalb geradezu prädestiniert dafür, unsere Gartensehnsucht zu erfüllen. Nischen und Winkel sind überall. In Salzburg bin ich vor kurzem einen der umliegenden Berge hinaufgestiegen. Je höher man steigt, desto mehr verliert diese Stadt ihre wuchtige steinerne Kulissenhaftigkeit, dass sich hier in der schweren Stadt Nischen für die einfachen Wünsche finden, würde man nicht glauben wollen. Aber es gibt sie auch hier. Die gedrunghenen eng aneinander stehenden Salzburger Häuser sind mit Blech gedeckt. Und auf diesen Blechdächern entstehen tatsächlich kleine Gärten. Wie Vogelnes-

ter kleben sie an den schrägen Flächen der Dächer irgend befestigt und über schmale Dachluken zu betreten. Erst ein Bretterdeck, dann einige Pflanzen, bald kommen die Vögel und Insekten. Beneidenswert.

Das wichtigste am Garten ist, dass er individuell und privat ist. Ich meine damit nicht den Eigentumstitel, sondern in erster Linie den Schutz vor fremden Blicken. Gärten, auch kleine, brauchen echte Mauern, nicht Schamwände, wie die Gartenstreifen vor den Reihenhäusern oder den Erdgeschoss im Geschoßbau. Zweitens natürlich das Recht den Garten selbst frei gestalten zu dürfen.

In diesem Mangel an etwas Eigenem, sei es noch so klein, sehen wir, was den Menschen mit der Vereinheitlichung des sozialen Wohnens angetan worden ist. Wir Kritiker haben meistens die Wohnung im Blickfeld, ihren auf eine bestimmte Lebensform zugeschnittenen Grundriß, die einfalllose Konfiguration der Wohnungen im Haus. Aber die Freiräume galten doch als mehr oder weniger „bedarfsgerecht“ für Familien mit Kindern. Die Mutter kann oben am Fenster beobachten, wie die Kinder unten im Hof spielen. So das modellhafte Denken. Aber niemand wird diese Grünflächen als beseelt bezeichnen wollen. Beseelen wird sich ein Stück Boden nur, wenn wir es der Natur überlassen oder indem, wie Hofmannsthal sagt, „die lebende Seele des Gärtners webt. Es sollte hier überall die Spur einer Hand sein.“ Wir sprechen hier also nicht von komplizierten Dingen, von Sozialkontrolle des Freiraums oder ähnlichem, sondern von ganz einfachen. Manchmal gibt es immerhin Kleingärten oder Mietergärten für die Menschen des Geschoßwohnungsbaus. Es ist richtig, diese kommunikative Gartenkultur kann einen wichtigen Beitrag gegen Isolation und für Integration leisten. Aber hier ist der private Garten beim Haus oder bei der Wohnung gemeint.

Wenn es nicht die bauliche Dichte ist, die private Gärten verhindert, weshalb bauen wir dann noch immer Wohnanlagen ohne privaten Garten bei der Wohnung, wie zum Beispiel den Kronsberg in Hannover, eine neue Großsiedlung für Tausende Menschen. Ich erwähne gerade dies, weil dieser Stadtteil als Best Practice für Ökologie und Soziales gilt. Aber es gibt keinen einzigen privaten Garten. Der ganze Kronsberg, ein sozialökologischer Gar-

ten mit Gebrauchsanweisung? Niemals wird ein Gedicht über einen solchen Ort geschrieben werden.

Wenn wir also etwas für die nachhaltige Stadtentwicklung tun und – nebenbei – auch die Vermietbarkeit der Wohnungen verbessern wollen, lautet das Plädoyer: Gärten in die Stadt. Weitere Gründe sprechen dafür.

Kindheit

Der Garten spielt für die Kindheitserinnerungen eine große Rolle. Was ist die schönste Blume im Park gegen die einfachste Blume im eigenen Garten. Diese Blume sucht sich die Biene aus. Der Duft der Blume bleibt, wie uns die Gehirnforscher erklären, in unserem Gehirn zeitlebens als eine schöne Erinnerung gespeichert. Ich bin auch sicher, dass der Osterhase die Eier lieber in einen privaten Garten legt als in eine öffentliche Grünfläche, wo fremde Hunde herumlaufen und das Osterei vielleicht vom falschen Kind gefunden wird.

Im Arbeitsleben

Die Arbeitswelt ist die Welt des Nützlichen und der Geschwindigkeit. Sie wird zunehmend immaterieller oder virtueller. Der Mausclick ist die Musik der Arbeit. Künstlich wird Ablenkung geschaffen, mit Natur sogar, wie zum Beispiel im Hochhaus der Commerzbank in Frankfurt, wo große Bäume in den obersten Stockwerken wachsen. Weil in der Welt der Arbeit eine immer größere Mobilität und eine Anpassung an die Informations- und Kommunikationstechnologien verlangt wird, weil die Geschwindigkeit in Technik und Forschung schneller ist als wir unsere Gewohnheiten ändern können, brauchen wir Natur. Der eigene Garten würde uns helfen, durch seine Langsamkeit die Geschwindigkeit zu relativieren und Zeit für Kontemplation zu finden.

Ohne Arbeit

Wer viel Zeit und wenig Geld hat, wie soll er sie verbringen? In diesem Modernisierungsprozess werden viele Menschen ohne Erwerbsarbeit bleiben. Ihnen wird empfohlen, sich mit nützlichen Dingen, „Bürgerarbeit“, Ehrenamt zu beschäftigen, um nicht in Isolation zu fallen. Wie wäre es mit Gemeinschaftlichkeit? Ohne Arbeit zu

sein, ist aber kein spannungsfreier Zustand. Es besteht ein ständiger innerer und äußerer Druck. Nicht anders als der Vielbeschäftigte braucht der zu wenig Beschäftigte einen Ruhepol – zum Beispiel den eigenen Garten.

Alter

Mit die größten Probleme sind Einsamkeit und Demenz. Dagegen hilft keine Pflegeversicherung. Ich habe für einen Altenheimumbau eines Sozialunternehmens vorgeschlagen, auf dem Flachdach Gärten für die Bewohner zu bauen, weil ich fest davon überzeugt bin, dass der Gemüse- und Blumenanbau, das Füttern der Vögel im Winter ein sehr gutes Mittel gegen Einsamkeit und Demenz ist. Technisch gesehen wäre das kein Problem. Doch es gab tausend Einwände: Sicherheit, Aufsicht, Behörden, Pflegepersonal. Was, wenn es regnet?

Gegen solcher Art Bedenken schlage ich vor, einen Wettbewerb durchzuführen mit dem Thema: Gärten in unsere Wohnsiedlungen. Ich könnte auf Anhieb ein Dutzend Möglichkeiten aufzeichnen – kostengünstige sogar.

Zurück zur Bundesgartenschau. Das ist ein Ereignis im öffentlichen Raum. Es führt viele Menschen zusammen. Um sich in der öffentlichen Welt zurechtzufinden, bedarf es als Gegenpol der Privatheit, am besten einen Garten.

(Die Wohnungswirtschaft 5/2001)



Mitgliedschaft im wohnbund

- Kostenloses wohnbund-Info
- Kostenloser oder preisreduzierter Zugang zu allen unseren Fachveranstaltungen
- Kostenlose Vermittlung von Kontakten bei speziellen fachlichen Fragen aus dem Bereich der Wohnpolitik, Planung, Projekt-, Stadt- und Siedlungsentwicklung (im Rahmen unserer Möglichkeiten)
- Interessante Begegnungsmöglichkeiten in einem Netzwerk von Fachleuten
- Internet-Service für Mitglieder: Homepage und E-Mail im wohnbund-Netzwerk: www.wohnbund.de

Jahresbeitrag

- Regelbeitrag € 95,-
- Studenten und Arbeitslose € 35,-
- Büros und Institutionen nach Vereinbarung

Beitrittsformular im Internet abrufen oder bei der Geschäftsstelle anfordern.

Themenschwerpunkte der nächsten wohnbund-informationen in 2002:

- **3/2002 Vom Projekt zum Profi – neue Wohnungsunternehmen**
- **4/2002 Jugend – Aufwachsen in Siedlungen**